

AURORA

Ein romantischer Almanach

3

Jahresgabe der Deutschen Eichendorff-Stiftung

Karl Freiherr von Eichendorff

in Zusammenarbeit mit

Univ. Prof. Geheimrat Dr. Adolf Dyroff

und Karl Sczodrok

Verlag „Der Oberschlesier“

Oppeln

1 9 3 3

Genehmigter Neudruck
jal-reprint · würzburg

Aurora – Ein romantischer Almanach. Bd. 3. Jahresgabe der Deutschen Eichendorff-Stiftung. Karl Freiherr von Eichendorff in Zusammenarbeit mit Univ. Prof. Geheimrat Dr. Adolf Dyroff und Karl Sczodrok. Oppeln 1933.

Joseph Freiherr von Eichendorff, <i>Der alte Held, Tafellied zu Goethes Geburtstag 1831</i>	1
Adolf v. Grolmann, <i>Zum Gedächtnis von Eichendorffs 75. Todestag</i>	2
Kurt Bock, <i>Das Waldlied, Zu Eichendorffs 75. Todestag, 26. Novbr. 1932</i>	7
Kurt Bock, <i>Eichendorffs Erlösung</i>	8
Hans Brandenburg, <i>Eichendorffstätten, Reisebilder</i>	11
Georg Hyckel, <i>Arbeit in Lubowitz</i>	17
Heinrich Kurtz, <i>Das „Wallefeld“ von Lubowitz</i>	21
Alfons Nowack, <i>Das Eichendorffsche Jagdschloßchen Summin</i>	25
Karl Freiherr von Eichendorff, <i>Eichendorff als Breslauer Gymnasiast</i>	30
Otto Demuth, <i>Meine Wege zu Eichendorff – Probleme, Erkenntnisse</i>	38
Carl Lange, <i>Joseph von Eichendorff und seine Beziehungen zur Ostmark</i>	45
Adolf Dyroff, <i>Eichendorff und der Westen</i>	51
Franz Ranegger, <i>Goethe im Urteil Eichendorffs</i>	61
Oskar Walzel, <i>Parodie bei Eichendorff</i>	71
Richard von Schaukal, <i>Gruß an Eichendorff</i>	76
Thomas Mann, <i>Eichendorffs „Taugenichts“</i>	77
Friedrich Luft, <i>Zauber eines alten Buches</i>	82
Hubert Pöhlein, <i>Unstern, ein unveröffentlichtes Novellenfragment Josephs von Eichendorff</i>	87
Adolf Dyroff, <i>Karl Freiherrn von Eichendorff zum 70. Geburtstage</i>	104
Ernst Görlich, <i>Eichendorff und die deutsche Schule</i>	108
Willibald Köhler, <i>Kleine Eichendorff-Geschichten aus der Schule</i>	112
Berichte: <i>Die Deutsche Eichendorff-Stiftung – Die Eichendorff-Kundgebung anlässlich der 8. Schlesischen Kulturwoche in Ratibor – Eine Eichendorff-Plakette – Ein Eichendorff-Gedenkstein in Sedlnitz – Wochenende um Eichendorff – Eichendorff in Paul Fechtens „Weg der deutschen Dichtung“</i>	116
Von den früheren Jahrgängen der Aurora.....	125
Abbildungen und Faksimiles	
Joseph Freiherr v. Eichendorff aus dem Jahre 1856 oder 1857.....	vor Titlei
Karl Wenzel Freiherr von Kloch, 1783. Eichendorffs Großvater mütterlicherseits.....	nach S. 8
Maria Eleonore von Kloch, geb. Freiin von Haun, 1783. Eichendorffs Großmutter mütterlicherseits	
An der Summina bei Gurek.....	nach S. 24
An der Summina bei Gurek	
Eichendorffdenkmal in Neisse, im Hintergrunde das Sterbehaus.....	nach S. 40
Eichendorffstein in Sedlnitz im Kuhländchen / Eichendorffdenkmal in Rauden in Oberschlesien	

Eichendorffs Handschrift.....	nach S. 56
Eichendorffs Grab in Neisse	
Das Wallefeld von Lubowitz.....	nach S. 88
Karte: Das Wallefeld bei Lubowitz	
Hermann Freiherr von Eichendorff, Geheimer Regierungsrat, des Dichters ältester Sohn..... und Biograph im 80. Lebensjahre	nach S. 104
Karl Freiherr von Eichendorff, Oberstleutnant a.D., der Enkel des Dichters	

Der alte Held

Tafellied zu Goethes Geburtstag 1831

Von Joseph Freiherr von Eichendorff

„Ich habe gewagt und gesungen
Da die Welt noch stumm lag und bleich,
Ich habe den Bann bezwungen,
Der die schöne Braut hier umschlungen,
Ich habe erobert das Reich.“

„Ich habe geforscht und ergründet
Und tat es euch treulich kund:
Was das Leben dunkel verkündet,
Die heilige Schrift, die entzündet
Der Herr in der Seelen Grund.“

„Wie rauschen nun Wälder und Quellen,
Und singen vom ewigen Port:
Schon seh' ich Morgenrot schwellen,
Und ihr dort, ihr jungen Gesellen,
Fahrt immer immerfort!“

Und so, wenn es still geworden,
Schaut er vom Turm bei Nacht
Und segnet den Sängerkorden,
Der an den blühenden Borden
Das schöne Reich bewacht.

Dort hat er nach Lust und Streiten
Das Banner aufgestellt,
Und die auf dem Strome der Zeiten
Am Felsen vorübergleiten,
Sie grüßen den alten Held.

Für die Mittwochsgesellschaft, an Hitzig (Friedrich-Str. Nr. 242). Das beste Lied gewinnt einen Siegelring mit Goethes Gemme.

Zum Gedächtnis von Eichendorffs 75. Todestag

1857 26. November 1932

Von Adolf v. Grolman

O Herr! gib Demut denen, die da irren,
daß, wenn ihr' Künste all' zu Schanden werden
sie töricht nicht den Gott in sich verfluchen!

Begeisterung, was falsch ist, zu entwirren,
und Freudigkeit, wo's öde wird auf Erden,
verleihe denen, die Dich redlich suchen!

Eichendorff, *Sängerleben* „der Dichter“. (2)

Als Eichendorff vor 75 Jahren in seiner Heimat starb – in der Stille, wie er sich es gewünscht hatte, nahe dem bischöflichen Freund, versöhnt mit all den vielen Bitternissen, welche das Leben ihm in so überreichem Maße zugemessen hatte, – da galt er (und gilt einigen wenigen noch heute) als der ewig junge, immer tändelnde und leichthin reimende Dichter und Ritter einer „Romantik“, die durch Täler und Wälder schwärmt, in Liedern ausströmt, halt- und gestaltlos für dies und das sich flüchtig begeisternd, viel umarmend, doch nichts festhaltend. Unter den innenpolitischen Ereignissen der Jahre 1819–1849 hatte sich diese Auffassung vom Wesen der „Romantik“ bilden können und Eichendorff konnte umso leichter als ihr mehr oder weniger liebenswerter Wortführer gelten, seitdem er mit Werken zur deutschen Literaturgeschichte im exakt-katholischen Sinne eingegriffen und sich dadurch den damals blühenden Liberalismus zum bitteren Feind gemacht hatte.

Aber nach dem Weltkrieg sah man in Deutschland ein, daß eine solche „fable convenue“ über Eichendorff sich nicht länger erhalten konnte; man begann das Wesen der Romantik wieder unbefangener zu sehen, der bürgerliche Liberalismus der 50 er und 60 er Jahre hatte abgewirtschaftet, und wenn man auch ganz und gar nicht in eine Preisen des Gitarrengeklammers und Waldhorngetöns einiger Romantiker verfiel, – so erkannte man doch, vom Studium Fr. Schlegels und Hardenbergs ausgehend, daß das Lebensgefühl aller Romantik einen sehr tiefen Untergrund besaß, den man nicht mit einigen spöttischen Redensarten abtun konnte; dieser Untergrund aber einmal er-

kannt, – kam Eichendorff zu den Ehren und Würden, die ihm gebührten, und langsam ward das Gestrüpp von Mißverständnissen, Vorurteilen und einseitigen Urteilen, die ihn je und je umrankt hatten, etwas lichter. Und dies umso mehr, je krasser und schlimmer die Zeiten nach 1918 sich auswirkten: denn mit der zwangsläufig immer mehr um sich greifenden Ernüchterung und Enttäuschung kam gefährlichste Desillusionierung ins Wirken, Skepsis, Ironie und Satire schossen giftig ins Kraut, und Eichendorff, der in seinem Leben glücklos, wenn auch nicht gerade unglücklich, gewesen war, wurde in einem sehr tiefen Sinne aktuell: jenem, daß man einsah, wie in ihm sich ein Mensch von Würde, Fähigkeiten, Gesinnung, Glauben und Anstand ein Leben lang abgemüht hatte, solche wirksam zu machen, und der dabei im wesentlichen gescheitert war in Zeitläuften, die den Dichter nicht hören wollten und sehr irrtümlicherweise glaubten, daß Geld und Politik echte Werte seien. Jetzt aber stand Eichendorff auf mit der ganzen Hingabe seiner Gläubigkeit, mit der ganzen Ehrlichkeit seines dichterischen Seins, und er war nicht mehr der romantische Liedersänger allein, sondern man begann, den Menschen in ihm zu sehen, und des „Menschen“ Schwäche, Kampf und verborgenen Sieg (vergl. die Einleitung zu Eichendorffs ausgewählten Werken, v. Grolman, bibliographisches Institut, Leipzig, 1928). Und indem man das überaus Moderne in Eichendorffs Lebensschicksalen sah, erkannte man auch eine innere Aktualität in seinen Äußerungen, wodurch er erst recht zum „Dichter“ wurde, von dem man doch mehr erwartet, als nur eine Abfolge von schriftlichen Äußerungen.

Seltsam wirken sich Paradoxie und Ungewißheiten in Eichendorffs Leben aus. Katholischer und österreichischer Land-Edelmann, steht er schließlich in protestantisch-preußischem Staatsdienst, er, der nach Wien gehört und ins Schlesische, lebt in Berlin und wirkte in Berlin und in Ostpreußen; ihm, dem von Jesuiten in Breslau Erzogenen, wird das Studium in Halle und Heidelberg unterbrochen durch die Befreiungskriege, wobei Eichendorff ohne sein Verschulden zu eigentlichen Kampfhandlungen zu spät eingesetzt wird, an solchen also tatsächlich nicht teilnimmt. Sein Dichtertum, in dem er Protestantismus und Katholisches, Österreich und Preußen, Diesseits und Jenseits zu überkrönen trachtet, wird meist ganz einseitig im Unwesentlichen verstanden und angenommen: das Eigentliche Eichendorffs, sein einsamer und steiler Aufstieg ins Paradies, wird nicht gesehen, und manche Wiederholungen früherer Wendungen schaden ihm ebenso sehr wie eine, mitunter veraltet und daher fast kritiklos anmutende Produktion von Lyrik, Prosa und Satire; so verstellen nicht nur die Umstände Eichendorff den Weg zur Wirksamkeit ins Große, – er selbst verstellt sie sich selbst noch viel mehr: nicht, daß er ritterlich und fest seine Meinungen im preußischen Kultusministerium

vertrat und dafür öfters verletzt und hintangesetzt wurde, nicht, daß er in scharf religiöser Bewertung die deutsche Literaturgeschichte zu ordnen und zu beurteilen trachtete, nicht, daß er vornehm und selbstbewußt im fernen und wesensfremden Lande der blieb, der er war und sein mußte, ... – dies alles war es nicht; sondern Eichendorff war tatsächlich und symbolisch nicht zur glücklichen Stunde geboren, „er kam gerade um anderthalb Minuten zu spät“, und somit blieb ihm das harte Schicksal, dennoch und trotzdem zu sein, was er sein mußte. Langsam hat ein immer schwieriger werdendes Menschen- und Beamtenleben ihn erzogen, und schließlich hat ihn das Leben rechtzeitig freigegeben zu einem Alter in ländlicher Abgeschlossenheit und kirchlicher Gemeinschaft. Der Tod fand zuletzt Einen, der überwunden hatte, und es gilt nun, des Künstlers jenseits der menschlichen Schlacken gewahr zu werden, und diesen Künstler in Rang und Begriffswelt der deutschen Literaturgeschichte einzugliedern.

Als Künstler konnte Eichendorff nicht alles verwirklichen, was ihm vorschwebte; allzu leicht gab er Eindrücken und der eigenen Reimfreudigkeit nach, allzu gern tändelte er mit Scherzgebilden, Gelegenheitsgedichten, Satiren; und deshalb andererseits die erschütternde Ehrlichkeit, die zwingende Lust und Trauer in den wirklichen „Gedichten“. Ihm, der sich Prosa sozusagen nur als kurze Unterbrechung von Lyrik vorstellen konnte, und dem im Roman, im Lebensbild, in der Novelle, im Scherz, im Theaterstück, kurz überall, ein leichter freudiger Zug des Gesanges wegströmte, – mischten grüblerische Schwermut der Nacht, Trauer um Verstorbene, aristokratisches Wissen um den Untergang sich mit der großen Sehnsucht, daß religiöse Hoffnung doch einst Wirklichkeit werden möge. Eichendorff sehnt sich durch Wald und Sternennacht heim ins Paradies und scheut sich nicht, gerade dieses in der Epoche fatalen Skribententums à la Gutzkow u. a. m. deutlich zu sagen. Wir Heutigen verstehen ihn auch darin wieder, während uns die Zeitgenossen des mittleren Eichendorff, von Grillparzer, Stifter und Gottfried Keller abgesehen, menschlich und vor allem künstlerisch höchst fragwürdig erscheinen, seien es nun pseudoromantische Zauberkünstler wie Wagner, oder Prosaisten wie Scheffel, Raabe, Freytag, Ebers, Gotthelf u. a. m. Eichendorff wagte es, konfessionell zu bekennen, ohne sich zu verengen, er wagte es, adlig zu sein, ohne Hochmut und unberechtigten Stolz, er wagte es, Moden nicht mitzumachen, ohne origineller zu scheinen, als er ohnehin war: man erwäge, welches Maß von erkämpfter Sittlichkeit dazu gehörte, im Deutschland der vierziger und sechziger Jahre solche Prägung (Charakter) zu haben und zu zeigen. Deshalb darf man Eichendorffs „romantische“ Anfänge nicht überschätzen, sondern man muß den ganzen Mann nehmen, und immer beobachten, was er aus den unbestreitbar hoch-romantischen Anfängen im Laufe seines Lebens

gemacht hat und dabei erkennt man, daß die frühen Erlebnisse im Breslauer Jesuitenkonvikt Dauer und Lebenskraft hatten: Eichendorff lernt, sich zu schicken, er bringt seine Reimfreudigkeit und sein Theaterinteresse in Formen und Gestalten, meist ohne Bühne (!), und wenn der reimende Student, der in Halle schwärmte und bei Heidelberg wanderte, halb Schulknabe, halb Grandseigneur gewesen war, (und diesen Eichendorff betont man meist allzu einseitig!), so endete ihm das Lernen im Leid des Lebens und der Grandseigneur hatte sich lange Zeit hindurch in kleinsten und bescheidensten Lebensumständen tätig zu beweisen, als das, was er war und blieb. Ähnlich, wie Kerner, Bachofen, Mörike ist auch Eichendorff ein tiefer Kenner der Seitenwege und Nachtzeiten alles Seelischen; wo man Eichendorff, besonders in seinen Romanen und Novellen, aufschlägt, trifft man Personen mit einem so abgründigen Seelenleben, daß man, durch Psychologie und Psychiatrie durchaus gewöhnt, dennoch staunt über so viel schweigsames Wissen und Gestalten. Dies gilt auch für Eichendorffs Lyrik; nur oberflächliche Leser werden sie erbaulich oder „romantisch“ nennen, denn nur sie spüren nicht das Dämonisch-Abgründige, das auch im Rahmen völliger Frömmigkeit Bahn, Burg und Bühne hat. Wenn Einer, dann kannte Eichendorff mitten in der schmerzhaften Paradoxie seines Lebensschicksals die Grenzgebiete des Psychopathischen, – aber er kannte sie, ohne darin zu versinken oder indiskret zu werden.

Und aus diesen Gründen tut man gut, stets bei Eichendorff zu bedenken, wie heftig er sein Leben lang hin zu innerer und äußerer Form strebte, oft irritiert, oft unterbrochen, oft betrübt: aber die Form von Sein und Äußerung dieses Seins ist ja eben Sinn und Ziel klassischen Lebens, insofern sie sich nicht zum Klassizistischen im Formalistischen oder zu pseudoromantischen Ausbrüchen verführen und ablenken läßt; Eichendorff trug trotz aller schweifenden Sehnsucht, früher Spielfreudigkeit und gelegentlicher Schwärmerei sehr wohl Wissen um geprägte Form in sich, und das Leben ließ ihm genügend Zeit, fest und klar zu werden, ohne zu erstarren; dies gilt ganz besonders im Religiösen, wo sich Eichendorff zu Adam Müller und – mehr noch – zu Jarcke hingezogen fühlt, und Konvertiten- und Nazarenertum etwas reserviert gegenüberstand. Umgekehrt ist es erstaunlich, wie Leben und Lebensumstände an Eichendorff formen, ohne daß er sich erbittern ließ und in mehr oder weniger erzwungene Einzelformen der verklärenden und überwindenden Poesie vergaß. Nicht, daß er das Leben „poetisiert“ hätte: das ebengerade nicht! Sondern, was ihn früh von der „betörenden Essenz“ aller Hochromantik zu trennen beginnt, ist das herbe Wissen um die Verhältnismäßigkeit alles Seins und die unerschrockene Tätigkeit, nicht zu zerfließen, sondern fest zu werden, ohne Starrsinn, und weise zu sein, ohne schlaue Klugheit oder dürre Berechnung. Indem

Eichendorff mit einem inneren Erfolg, der von Jahr zu Jahr wuchs, es verstand, ohne Resignation die Härte des Lebens mit der geformten Schönheit der Poesie tätig zu verbinden, gelang es ihm, zu einer Größe vorzudringen, die eine ihn einseitig verehrende oder falsch verstehende Umwelt nicht erkannte. Und so konnte er schon früh (am Ende des Romans „*Ahnung und Gegenwart*“) denjenigen seiner Romanhelden, der ins Kloster geht, gesellschaftskritische, aber völlig optimistische Bemerkungen machen lassen, die in jüngster Zeit recht aktuell geworden sind, und die beweisen, wie früh sich ihr Dichter vom „romantischen“ Überschwang abwandte: „unsere Jugend erfreut kein sorglos leichtes Spiel, keine fröhliche Ruhe wie unsere Väter, uns hat frühe der Ernst des Lebens gefaßt. Im Kampfe sind wir geboren, und im Kampfe werden wir, überwunden oder triumphierend, untergehen. Denn aus dem Zauberrauche unserer Bildung wird sich ein Kriegsgespensst gestalten, verloren ist, wen die Zeit unvorbereitet und unbewaffnet trifft, denn aus ihren Fugen wird sie noch einmal kommen, ein unerhörter Kampf zwischen Altem und Neuem beginnen, die Leidenschaften, die jetzt verkappt schleichen, werden die Larven wegwerfen, und flammender Wahnsinn sich mit Brandfackeln in die Verwirrung stürzen, als wäre die Hölle losgelassen, Recht und Unrecht, beide Parteien, in blinder Wut einander verwechseln. Wunder werden zuletzt geschehen um der Gerechten willen, bis endlich die neue und doch ewig alte Sonne durch die Greuel bricht, und die Erde hebt sich verweint, wie eine befreite Schöne, in neuer Glorie empor!“

Das Waldlied

Zu Eichendorffs 75. Todestag, 26. November 1932

Von Kurt Bock

Leis geht im Tausend-Säulen-Saal
des Waldes ihren Weg die Nacht,
und herrlich übers dunkle Tal
steht hochgewölbt die Gottespracht;
ein Tönen webt in der Ferne:
„Es schienen so golden die Sterne ...“

Aus jedem Wipfel schwingt empor
der kleinen Sängers Lobgesang,
die Sonne tritt aus ihrem Tor,
wäscht alle Blütenaugen blank.
Da muß auch du das Wandern preisen:
„Wem Gott will rechte Gunst erweisen. ...“

Der Mittag feierstill nun legt
die Hände segnend auf das Korn,
ein Rehkitz labt sich unbewegt
am blumenbunten Wiesenborn.
Im goldenen Glanze Waldhornruf verhallt:
„Wer hat dich, du schöner Wald. ...“

Der Abend streift dem grünen Rain
die weißen Nebelschleier auf,
das Mühlrad stellt das Werkeln ein,
beruhigt schweigt des Baches Lauf
Im Dachfirst klingt aus einem jungen Munde
das ew'ge Lied: „In einem kühlen Grunde. ...“

Eichendorffs Erlösung

Zum 75. Sterbetag des Dichters, 26. Nov. 1932

Von Kurt Bock

Auf sternbestückter Wiese, weitab in einem Schmollwinkel des Himmels, lagern Friedrich von Schlegel, Novalis und Tieck um Eichendorff, ihm zur fünfundsiebzigsten Wiederkehr seines Einganges durch Sankt Peters Tor die Herzlichkeit von Hand und Wort zu bringen.

Der Jubilar wendet den ins blauende Weltall verlorenen Blick den Freunden wie erwachend zu, als Schlegel aus dem bislang ruhig plätschernden Gespräch heraus die Frage hinwirft:

„Erkläre uns doch ein Rätsel, Joseph, – wie nur konntest du unser leidenschaftliches Lebenswerk, unsre heiß erstrittene frühromantische Weltanschauung von der allumfassenden Kunst derart verflachen zu deinen leichtgeflügelten Liedchen und nachtwandelnden Taugenichts-Geschichten?“

Der so hart Angegriffene ist erschrocken: „Aber Friedrich, ich sollte mithin euern hohen Gedanken verfälscht haben? Vertändelt das Zauberwort, aus dem die Welt zu singen anhebt, trifft man es recht? Erniedrigt das Lied, das in allen Dingen schläft? Ich, den man – verzeiht, daß ich selbst es erwähne! – den letzten Ritter der Romantik heißt, ich wäre also der Bänkelsänger der Romantik?“

Novalis begütigt: „So meinst du’s doch nicht, Friedrich, – zugegeben, daß unser Joseph allzu weitab aus der leibhaftigen Menscherde ins Traumreich stapfte, – aber sagen wir: romantische Nachtigall, – schon im Gedenken an dein mir liebstes Gesicht:

„Möchte wissen, was sie schlagen
So schön bei der Nacht,
's ist in der Welt ja doch niemand,
Der mit ihnen wacht.

Nacht, Wolken, wohin sie gehen,
Ich weiß es recht gut,
Liegt ein Grund hinter den Höhen,
Wo meine Liebste jetzt ruht.

Und die Wolken, die reisen,
Und das Land ist so blaß,
Und die Nacht wandert leise
Durch den Wald übers Gras.

Zieht der Einsiedel sein Glöcklein,
Sie höret es nicht,
Es fallen ihr die Löcklein
Übers ganze Gesicht.

[Abbildung: Karl Wenzel Freiherr von Kloch, 1793. Eichendorffs Großvater mütterlicherseits
Maria Eleonore von Kloch geb. Freiin von Hayn, 1783. Eichendorffs Großmutter mütterlicherseits]

Und daß sie niemand erschrecket,
Der liebe Gott hat sie hier

Ganz mit Mondschein bedeckt,
Da träumt sie von mir.“

Tieck fällt spöttisch überlegen und breit ein: „Nachtigall? Kaum, meine Guten, – unser Eichendorff, königlich preußischer katholischer Kirchen- und Schulrat im Kultusministerium, lebenslänglich ein pflichtgenauer Beamter, eine Nachtigall? Ein Zaunkönig!“

„Ich stimme für: Heidelberger Dachtraufen-Spatz“, ereifert sich Schlegel aufs neue, „ist nicht dein ganzes Werk eine leicht benebelte Heidelberger Idylle? Mondschein, Giebeldächer und Katerserenaden! Knabenhaftes Wunderhorn! Bist doch mitgeritten in Lützows Schar und kamst nimmer an den Feind, so auch hast du mitgerufen: Krieg den Philistern! und lebstest geruhsam aus ihren Krippen. Ich bin mir gewiß: verweht ist deine Stimme im Vaterland, Spreu im Sturm der Zeit –“

Grad als Eichendorff, traurig abgewandt, entgegenen will, daß er sein ehrlich Teil aus ehrlichen Kräften gewollt und getan habe jederzeit dort, wohin ihn das Geschick gestellt, da wandelt Petrus gemächlich herzu: „Nun, Bruder Eichendorff, hast du’s bedacht? Ein Wunsch steht dir doch heut frei –“

Da leuchtet er auf: „Ja, sei’s drum, einmal – ein klein Weilchen nur möcht ich wohl wieder hören den deutschen Wald im herbstlichen Wind, das Jagdhorn, Ruf der Zugvögel, – Lieder der Lebendigen –“

Auf einen Wink des Himmelspfortners türmt sich eine Wolke zu gewaltigem Flüstergewölbe hoch. Die Freunde schweigen, lauschen erstarrt.

Verworren erst, dann näher, näher braust ein ungeheures Lärmen, Gebrüll der Häfen, der Städte, – es verhuscht wie ein Spuk, als Engel die Wand südlich drehen, – nun rauscht ein Strom, schon hört man den Schrei der Reiher, nun die Schalmei der Amseln – –

Der Dichter steilt jäh auf: junge Stimmen werden laut, sie singen! Singen Sein Lied „*O Täler weit, o Höhen*“ und lassen gleich darauf folgen: „*Wer hat dich, du schöner Wald...*“

Bebend, die Fäuste zur Brust gestemmt, die Lippen dürstend geöffnet, steht Joseph da, – weiter dreht das Wolkengewölbe; Quellen tropfen silbern, einen Lehrer hört er taktieren der wandernden Schülerherde: „*Wem Gott will rechte Gunst erweisen...*“, – weiter, weiter – atemlos, – Studenten sind das: „*Nach Sünden nun sich lenken die Vögelin allzumal...*“

Stürmt da nicht der Föhn in den fränkischen Bergen? Gewiß kehren nun am abendlichen Neckar die Winzer heim, der verklärte Dichter stimmt ein in ihre, seine Weise: „*In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlrad* –“

Bitterlich beschämt haben sich die Freunde verschlichen; Eichendorff sinkt wie getroffen in die Knie, stammelt: Mein Heidelberg – –, aus der grenzenlosen Unendlichkeit klingen dunkle zwei Stimmen auf, sich umrankend, Liebende:

„Schweigt der Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust – “

Die Engel, um den Dichter geschart, fallen jubilierend ein.

Eichendorffstätten

Reisebilder von Hans Brandenburg

1

Wenn man, von Westen kommend, die Elbe überschritten hat, beginnt ein anderes Deutschland, und es prägt sich immer stärker aus, je mehr man sich der Oder nähert. Die Unendlichkeit fruchtbarer Ebene nimmt einen auf: im Frühling eine Unendlichkeit des Grüns der jungen Saaten, des zartesten Grüns, das es gibt. Und die alten, umwehrten Städte tauchen aus dem flachen grünen Feldermeer mit altersgrauen Backsteintürmen, bis der Zug endlich die schlesische Hauptstadt erreicht. Die Fremdheit dieser Backsteingotik ist es vor allem, die neben der Landschaft und in der Landschaft den deutschen Osten verkündet.

Breslau, die moderne Großstadt, schallend und wimmelnd von Betrieb und formlos sich dehnend, hat in der Dominsel noch eine Insel mitten im Verkehr, ein Stück vornehmer alter Landstadt, eben mit jenem Ernst getürmten Backsteins aufragend gegen die alte Steppe und neue Steinwüste, durchwirkt und gesäumt von Gartengrün und bespült von fast weierstillem Oderwasser. Und am Ring und am Neumarkt stehen noch viele der alten Giebelhäuser, jedes – bald breit, bald schwächlich gedrängt – ein lebendes Wesen. Der Dominsel gegenüber liegt ein Bezirk edelster barocker Baukultur, welcher das Matthiasgymnasium, Eichendorffs erste Bildungsstätte, enthält und mit Ursulinerinnen- und Vinzenzkirche die Gymnasiumskirche verbindet, die des Angelus Silesius unbekannte Grabstätte birgt, eines Dichters, der, wie Jahrhunderte später sein lyrischer Landsmann, ein Dichter geistlicher Weltlichkeit war. Die erste der Verzauberungen, die ich an den schlesischen Eichendorffstätten erlebte, überfiel mich hier, und in der Abenddämmerung der einsamen Schulgänge, unter deren Kreuzgewölben unhörbar hallend, begegnete mir ein Knabenschritt, dem ich Jahre lang im Geiste nachgespürt hatte.

2

Schloß Lubowitz bei Ratibor, wo Eichendorff geboren wurde, bildet, mit dem ununterbrochenen Fest der dort verlebten Jugendjahre, den heimlichen Mittelpunkt seiner ganzen Dichtung. Das Prunkende in des Dichters späterer Schloß- und Parklandschaft, den Reichtum an Statuen und Wasserkünsten hat er freilich mehr noch aus seinen Erin-

nerungen an Burg Tost genommen. Diese stolze, barock umgebaute Colonnaburg mit ihren Kuppeln und Türmen gehörte seinen Eltern nur vorübergehend, auf dem bald überschrittenen Höhepunkt des Familienreichtums, er hat in ihr nur frühe Knabenwochen verlebt, später brannte sie ab, und durch den doppelten Verlust lebte sie erst recht in seinen Liedern und Träumen weiter. Das Innere der Ruine mit ihren mächtigen Mauern, aus denen längst starke Bäume wuchsen, ist heut ein grünes Naturtheater für die Spiel-schar des Neisser Volksbildungshauses „Heimgarten“: so lebt Eichendorffs spielfroher Jugendgeist hier weiter, außerdem hält eine Gedenkplatte der Toster Liedertafel die Erinnerung an den Dichter wach.

Ratibor wirkt schon recht östlich. Am Bahnhof erwartet mich der elegante Zweispänner, den mir die Herrschaft von Lubowitz schickte. Wie oft war Eichendorff im Schloß-wagen dahinaus gefahren! Und daß man mich nun nach Lubowitz abholte, daß dieser mir mythische Name nun wie selbstverständlich aus dem Munde eines Kutschers klang, war mir wie ein Traum. Mit klopfendem Herzen rollte ich im leichten Auf und Ab der Landstraße zwischen den alten Kirschbäumen, deren Blütenflocken über mich hinwehten. Rechts blieb die junge Oder unten, die mich mit ihren Windungen begleitete. Ich kam durch Niedane, ich kam durch Brzesnitz – hier bin ich schon anderthalb Jahrzehnt im Geiste zu Hause, aber die Menschen, die ich auf diesen Gütern kenne, sind seit hundert und mehr Jahren tot. Die Mauern haben eine graue, blattrige und rissige Haut, ehrwürdig von Alter, die Scheundächer, mehrfach gestuft aus moosbewachsenem Schilf, ruhen auf viereckigen Pfeilern, die mit Holzwänden verbunden sind, und die Barockfassade des Brzesnitzer Schlosses schaut in den ausgefahrenen Hof, den in mächtigem Geviert die Stallungen und Wirtschaftsgebäude umgeben. Wir fahren weiter durch das Dorf, das zum Schlosse gehört, und die niedrigen Katen rechts und links versinken mit ihren Schilf- und Strohdächern in Apfel- und Birnblut, der unter hundertfältigem Vogelschmettertern zittert. Lubowitz mit dem roten Ziegelturm seiner neuen Kirche ist schon von weitem sichtbar, und ich fahre endlich in den Schloßhof ein. Das Schloß gehört schon lange den Herzögen von Ratibor, und das schlichte, ehemals flachgiebelige Herrenhaus hat von ihnen nicht lange nach Eichendorffs Erdenleben einen burgenartigen Aufbau erhalten. Ich werde von dem Pächter und seiner Gattin freundlich aufgenommen und esse in Eichendorffs altem Speisezimmer an der offenen Flügeltür zum Schloßpark zu Mittag. Die Räume des Hauses sind modern eingerichtet, aber die weißen Zimmerdecken haben noch das alte feine Gipsornament der Rokokozeit. Und hinter gewaltiger Efeuwand träumt noch der gewölbte Tanzsaal mit seinem Musikbalkon von der „alten schönen Zeit“.

Der Schloßpark ist zunächst ein Wiesenplan, durch den ehemals ein Mittelweg führte und den Sträucher und Laubbäume aller Art, darunter zwei riesige Linden, säumen. Aus dem Grün lockt der Pirol, und von fern kollert der Truthahn – diese Stimmen haben zusammen mit jenen Linden die Menschengeschlechter überdauert. Eigentlich brauche ich in dem Parke keinen Führer, ich kenne ihn, selbst mit Einzelheiten, längst, ich habe mir auch seine Ausdehnung und seine Verhältnisse richtig vorgestellt, ich schreite in ihn hinein wie in einen erfüllten Traum. Da ist der seitliche Buchheckengang, sein Laubentunnel muß zur Nußbaumterrasse führen, dem eigentlichen Aussichtsplatz, den einst das Lusthäuschen zierte. Hier steht man über dem Steilhang des urzeitlichen Oderbettes, dem waldartig wilden Teil des Parkes, dem sogenannten Hasengarten, dessen Baumkronen jetzt so hoch heraufragen, daß sie den Fernblick beschränken. Aber noch sieht man rechts einen Teil von Ratibor, man sieht drunten den Fluß und seine weiten Wiesen und am anderen Ufer, nun zum Teil auf polnischem Boden, die unendlichen schwarzen Waldungen, das weiland freiherrlich Eichendorffsche Jagdgebiet. Am Horizont setzt sich auf sanftem Kamme ein winziger Würfel ab, daß [sic!] ist Schloß Pogrzebin, das Elternhaus von Eichendorffs Braut, zu dem er von hier aus sehnsüchtig hinüberschaute, und dahinter dämmert die feine blaue Linie der Beskiden. Die hügelige Wildnis des Hasengartens geht im Bogen bis zum Schloß zurück, und aus ihrer Tiefe blickt immer noch der kleine Teich mit seinem Inselchen, des Dichterknaben Traumzuflucht und Robinsonwelt.

Nachmittags wandere ich durch den Buchenwald, mit dem sich der Odersteilhang fortsetzt, nach Ganiowitz und gegen Slawikau. Alles sind die Wege und Stätten jener Dichterjugend, ihrer endlosen Kurzweil, ihrer Streifzüge, ihrer Pächterbesuche und ersten Lieben. Und mir fällt auf, daß diese Landschaft, dieser einzige ruhige Höhenzug, der die oberschlesische Ebene unterbricht, keine ausgesprochenen Besonderheiten, nichts eigentlich Charakteristisches hat, und nun erst kann ich Eichendorffs Dichtung aus seiner Heimatlandschaft heraus verstehen. Es ist eine schlichte, eine allgemeine Landschaft, eine deutsche Landschaft schlechthin: sanft gehoben, überall Ausblick und Fernblick, Wald und Weite, grüne Unendlichkeit bebauter Fluren, – Schlösser, Parks, Mühlen, Siedlungen hineinverstreut, und ein frischer Wind, der Waldhornklänge weithin verwehen kann.

3

Viele oberschlesische Stätten kommen in Eichendorffs Jugendtagebüchern vor, so auch der Annaberg, Oberschlesiens heiliger Berg, den in unseren Tagen die Grenzschutztruppen gestürmt haben. Jetzt fluten wieder die Wallfahrerscharen hinauf, von einer

Stätte der Leidensgeschichte zur anderen; es sind nicht nur die gewohnten Kalvarien-Stationen, sondern in Form von Kapellen mit deutschen und polnischen Inschriften bauliche Darstellungen des Passionsweges. Und an stillen Tagen grasen im frommen Hain um das Haus des Pilatus wieder friedlich die Kühe. Polnisch hört man in Oberschlesien sehr viel sprechen, aber die fremde Sprache braucht die deutsche Gesinnung nicht auszuschießen, das hat besonders die Abstimmung erfreulich gezeigt. Ein fremder Einschlag tut uns meist gut, man merkt es an dem gesteigerten Deutschtum in Schlesien, an der reinen Sprache, die etwas Neues, Erworbenes hat, an der Intelligenz, an dem Einheitsgefühl inmitten der starken Gegensätze des Landes. Den Annaberg sieht man weit, dies ragende Wahrzeichen blickt bis Krappitz, wo Eichendorff auf dem Wege von und nach Breslau und Halle durchkam, meist zum Mittagessen oder Nachtquartier, und wo vor seines Freundes Forche martialisch-phantastischem Studentenwuchs die Hauptwache ins Gewehr trat. Volle Eichendorffstimmung lebt auch heute noch dort, wenn das Städtchen in einem Meer von Blüten schwimmt. In den Bäumen und Büschen der Parkpromenade draußen singen im Vollmondschein, oft fast greifbar nahe, die Nachtigallen, und in der Tiefe rauscht das Oderwehr.

4

Die uralte Stadt Neisse hat, im Gegensatz zu Breslau, ihr Bild wesentlich gewahrt. Zwar ist ihr Festungsgürtel längst gefallen, aber gerade er, der ein schnürendes Hemmnis der Entwicklung bildete, schützte dies Stadtbild ziemlich gegen Zerstörung, gegen Wuchs und Auswuchs des Neuen. Und er trennte alte Stadt und neue Garnison: Neisse und Friedrichstadt. Nur das Leben beider brandete mit Glockenklang und militärischem Hörnerschall seltsam ineinander. Eichendorff hat seine letzten Lebensjahre in der Friedrichstadt bei seiner Tochter, seinem Schwiegersohn und seinen Enkeln verbracht, es sind drei Häuser, in denen er nacheinander wohnte und deren letztes sein Sterbehaus ist. Sein Lieblingsweg, die uralte Wallfahrerstraße der Rochusallee, führt hinaus bis zu einer Villa, wo er außerdem einen Sommer lang hauste. Friedrichstadt war die geliebte Soldatenstadt Friedrichs des Großen, der in der Apotheke dort sein Absteigequartier hatte. Ein Königsleben und ein Dichterleben weben ihren Erinnerungsglanz aus einer bürgerlichen Schlichtheit, die doch, bis zu der schlesischen Marmorplatte des Dichtergrabes, freiherrlicher, adeliger anmutet als der Pomp der Großstädte.

Eichendorff war nur wie durch Zufall nach Neisse verschlagen worden, um seine sterbenskranke Gattin zu den Kindern zu flüchten, doch ehe er weiterziehen konnte, sollte er sich für immer an die Seite der vorangegangenen Lebensgefährtin betten. Und heute können

wir uns seinen letzten Abend und seine Ruhestätte nirgendwo anders und besser denken als in dieser Stadt. Für ihn vertraute Jugendhöhen säumen die umgebende Landschaft. Und die Stadt selber, das „schlesische Rom“ – ist sie nicht wahrhaft die schlesische Eichendorff-Stadt? Österreichtum und Preußentum durchdringen sich in ihr, Norden, Osten und Süden, eingewandertes deutsches Volkstum ist Oberschlesisch geworden, es hat ein mit Blut immer wieder neu erkauftes Bollwerk deutscher Art und alten Glaubens geschaffen, und bischöfliche Pracht hat ihre ernste, weihrauchduftende Heiterkeit darüber ergossen. Wie überall im Lande ist östlich Name und Art des Marktplatzes, der viereckige „Ring“ mit seiner Häuserinsel in der Mitte, mit seiner Weiträumigkeit, die zahllose Bauernfuhrwerke aufzunehmen hat, mittelalterlich sind die Gassen, über denen die geschwärzten Türme den Himmel stürmen, aber die gotischen Giebelhäuser hinter den bunten Gemüse-, Obst- und Blumenständen sind so südlich barockisiert wie in Prag.

5

Wien ist die Stadt, in der Eichendorffs Jugend auf ihre Höhe stieg und die er zeitlebens am meisten liebte, gleichsam sein zur Kaiserstadt gesteigertes Lubowitz. War Berlin als die Stadt seines Wirkens der eine Pol seines Wesens, derjenige seines Charakters, seiner preußischen Beamentreue, seiner Gesinnungsstärke, seiner gewappneten nationalen Überzeugung, so Wien als die Stadt seines Lebensgenusses der andere Pol, der stärkere, nach dem seine dichterische Seele nie aufhörte zu tendieren, das Oberschlesische in ihm mit all dem nachwirkenden heimlichen Österreichtum, das Katholische, süddeutsch Gesellige, Musikalische. Was Neisse im Kleinen und als preußische, nördlich angehauchte Stadt darbietet: die Mischung des Deutschen im Osten und Süden, das hat in Wien seine dem Norden antipodische, seine antipreußische Großform und Zentrale gefunden.

War Wien die erklärte Herzensheimat Eichendorffs, so ist die Donau in seiner weiteren Heimatzone die Herzader. Auf ihr hat er sich nach den Heidelberger Studentenjahren, von Regensburg ab das Postschiff benutzend, zum erstenmale Wien genähert, eine Donaufahrt bildet den Anfang seines Erstlingsbuches „*Abnung und Gegenwart*“, eine Donaufahrt den Höhepunkt seines reifsten Erzählerwerkes „*Aus dem Leben eines Taugenichts*“, wo sich das Glück der Heimkehr in deutsche Lande nicht besser und schöner spiegeln kann als in dem geliebten Strome.

Fährt man von Wien stromauf, so geht die Fahrt zu nächst stundenlang durch eine weite Stromniederung, durch ein tropisches, von Fischreihern bewohntes Urwald Dickicht an beiden Ufern, aus dem der Duft blühender Akazien unser Schiffsdeck überschlägt.

Erst hinter Krems beginnt die „*Taugenichts*“-Landschaft: die Wachau, die eigentliche geistige Landschaft Eichendorffs. Man fühlt sich an den Rhein erinnert, man begreift die heimliche Verbindung und Verwandtschaft der beiden größten deutschen Ströme, den geistigen und kulturellen Rhein-Donaukanal, den Beethovens Musik und Eichendorffs Poesie befahren, man sieht auch hier Wälder, Weinberge und Burgruinen. Aber diese Hügel haben einen geheimen Schwung vom Hochgebirge her, dünnere Bevölkerung, gelassener Einsamkeit und Weltferne zeichnet die Flußsäume an ihrem Fuße aus, südlicheres Barock singt in den Formen dieser Schlösser, Kirchen und Klöster, in dem von Tanzgestalten umschwebten Kirchturm des Felsennestes Dürnstein und in dem ragenden Pomp des Melker Stifts. Der deutsche Heimatgruß des *Taugenichts* hat Süden getrunken, er lautet: „Vivat Österreich!“, er gilt dem südlich gelegenen, südlich überhauchten Deutschland der Musik, in dem der Stefansturm nicht fern ist. Eichendorffs Poesie verknüpft wie den Rhein so auch die Oder mit der Donau, zwischen diesen Strömen, mit dem Schwerpunkt durchaus zur Donau hin, liegt ihre Heimat.

Man bleibt in ihren Grenzen, wenn man mit dem Zuge an Adalbert Stifters Linz vorüberfährt und in Mozarts Salzburg verweilt, diesem deutschen Südlandstraum, der einem grauen Himmel zum Trotz geträumt ist und gerade unter den seltenen Sonnenblicken schmelzender und rührender aufblüht als der wirkliche Süden. Eichendorff ist als echter Schlesier ein echter Deutscher gewesen, er hat vom Osten aus auch unseren Westen, Norden und Süden erobert, denn gerade Schlesien, das Preußen und Österreich verbindet, lehrte ihn das ganze Vaterland umspannen, auf dessen vom Unglück zerfurchten, vom Schicksal getränkten Ackerboden sich Norden und Süden zur Fruchtbarkeit ewiger Zukunft begegnen und vermählen. „*Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!*“

Arbeit in Lubowitz*

Von Georg Hyckel

„Ein guter Ökonom war das Ideal des Herrn,
der Ruf einer „Kernwirtin der Stolz der Dame.“
Eichendorff, *Der Adel und die Revolution*

Adolf Freiherr von Eichendorff kaufte am 23.8.1785 von seiner Schwiegermutter Eleonore von Kloch Lubowitz für 41 000 Rtl. Da er dort seinen Wohnsitz nahm, war es ihm möglich, auf die Entwicklung dieses Gutes besonderen Einfluß zu nehmen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse von Lubowitz und die Bemühungen Adolfs von Eichendorff zu ihrer Verbesserung sind bisher wenig beachtet worden. Es findet sich in den Biographien zur die kurze Bemerkung, daß der Besitzer die Erträgnisse durch zeitgemäße Verbesserung verdoppelte. Eine nähere Betrachtung ergibt, daß dem Moment der Arbeit in Lubowitz eine größere Bedeutung zukommt als man gemeinhin anzunehmen pflegt. Das Leben der Gutsherrschaft war in der Tat weniger durch Feste und Vergnügen bestimmt, als vielmehr durch manche Sorge um den Besitz und das ernste Bemühen, ihn zu einem angenehmen Aufenthalt zu machen, durch sorgfältige Bewirtschaftung seinen Ertrag zu vermehren und ihn der Familie zu erhalten.

Nach verschiedenen zeitgenössischen Angaben hat Adolf von Eichendorff Lubowitz nicht im besten Zustande übernommen. Bekannt ist insbesondere, daß die Wohnverhältnisse dort zu wünschen übrig ließen. Adolf von Eichendorff änderte sie durch den Neubau des Schlosses, der gleich nach der Übernahme des Gutes in Angriff genommen worden sein dürfte. Daß er daneben auch der Bewirtschaftung sein Augenmerk zuwandte und sie auf eine zeitgemäße Höhe zu bringen suchte, ist sicher. Jedenfalls zeigt eine vom 26.–30.10.1801, also 16 Jahre nach der Übernahme von Lubowitz durch Adolf von Eichendorff durch die Oberschlesische Fürstentumslandschaft vorgenommene Abschätzung, anscheinend die erste des Gutes überhaupt, nichts von einem minderen Zustande, wohl aber, daß das Geschick des Gutes in guten Händen lag.

* Quelle: Tax-Akten des Rittergutes Lubowitz 1801, 1817, 1821. Archiv der Oberschlesischen Fürstentumslandschaft in Ratibor. Vgl. auch meine Arbeit: „*Das Gut Lubowitz zur Zeit Eichendorffs*“. *Unsere Heimat* 7. Jahrg. Nr. 9. Beilage zur „*Oberschl. Rundschau*“, Ratibor 1928.

Zunächst hatte das Äußere des Gutes gewonnen. „Das herrschaftliche Wohnhaus“, so schreibt der sehr umfangreiche Bericht der Abschätzungskommission, „ist auf 2 Etagen massiv gemauert und in vollkommen gutem Stande. Im unteren Stock befinden sich 6 Zimmer, ein großer hoher Saal und eine Speisekammer, in der oberen Etage 7 Zimmer; auch ist ein gemauertes Nebenhaus, welches Kommunikation mit dem Hauptgebäude und 4 Zimmer nebst einem Gewölbe hat, angebaut worden. Außerdem befinden sich nahe dabei ein gemauertes Waschhaus mit verschiedenen Stuben, ingleichen ein Haus mit der Kuchel- und Bedientenstube, ferner ein gemauerter Kutschenstall.

Hinter dem Wohnhause befindet sich ein großer Ziergarten mit einem Sommerhause, ingleichen an dem Abhange des Berges ein großer Obstgarten. Die Lage des Hauses ist sehr angenehm, da von demselben eine ausgebreitete Ansicht in die umliegende Gegend und in das Tal mit dem Oderstrome stattfindet.

Die Wirtschaftsgebäude sind in gutem Bauzustande, mit Blitzableitern versehen und meistens von dem jetzigen Besitzer massiv gemauert worden. Auch hat derselbe zum Behufe der niederen, gegen die Oder gelegenen Felder eine neue Scheune mit 4 Tennen, mit gemauerten Pfeilern und Giebeln erbauen lassen.“

Aber die fachmännischen Beobachter erhielten nicht nur einen günstigen Eindruck von dem Gutshofe, sondern auch von der Feldwirtschaft. Sie schrieben: „Die Felder bringen den erwünschten Ertrag und sind in guter Kultur.“ Und an anderer Stelle heißt es: „Die Felder liegen in sehr guter Lage und sind gehörig kultiviert.“ Zur Vergrößerung der Anbaufläche waren einige Stück Eichwald ausgerodet und mit den ehemaligen Teichen zu Feld gemacht worden.

Vieh war in einer der Größe des Gutes entsprechenden Zahl vorhanden. Es unterstand aber nicht dem Besitzer, sondern, wie es Brauch auf den umliegenden Gütern war, seiner Frau. Darum schreibt der Bericht: „Doch fließt der Nutzen der Viehhaltung nicht in die Wirtschaftskasse, sondern es verfügt darüber die Baronesse von Eichendorff selbständig.“ Damit ist der Anteil dieser an der Arbeit für das Gut festgestellt.

Die Abschätzung, die in Abwesenheit des Gutsherrn im Beisein des Verwalters Heisig stattfand, ergab für Lubowitz einen Wert von 21 286 Rtl. Dieser Betrag, der weit unter dem Kaufpreis liegt, zeigt, daß Adolf von Eichendorff das Gut zu teuer gekauft hatte. Die Höhe der Kaufsumme war durch die Hypotheken bestimmt, die auf dem Besitz lasteten und die der Käufer mit übernahm, eine Erscheinung, die sich auch bei den anderen Erwerbungen Adolfs von Eichendorff feststellen läßt und die sich in der Folgezeit immer ungünstiger auswirkte.

Diesen besonderen Umständen setzte der Gutsherr seinen Arbeitswillen und Arbeitseifer

entgegen, die ihn auch in den schweren Zeiten der Landwirtschaft, in Preußens Notjahren, nicht verließen und es ihm ermöglichten, das Gut in Ehren darüber hinwegzubringen. Beweis ist die am 11.2.1817 durch die Fürstentumslandschaft vorgenommene neue Abschätzung von Lubowitz. Die Führung hatten diesmal der Besitzer mit dem Verwalter Benjamin Bienek, der seit 1805, wohl als Nachfolger Heisigs, in Diensten des Gutsherrn stand. Der Bericht darüber faßt sich wesentlich kürzer als der von 1801 und begnügt sich meist, die Unterschiede gegen die erste Abschätzung herauszustellen.

Die Wirtschaftsgebäude werden in gutem Stande befunden. Dasselbe gilt für den Obstgarten. „Die darin befindlichen Obstbäume sind meist gepfropft und von den besten Sorten. Die Erträge finden einen vorteilhaften Absatz in Ratibor.“

Bezüglich der Feldwirtschaft findet die Kommission es auffallend, daß die Aussaat teilweise bedeutend geringer ist. Die Erscheinung wird ihr damit erklärt, „daß es bei der besonderen Güte des Bodens nicht angebracht sei, so dick wie früher zu säen.“

Die Anbaufläche ist weiter vermehrt worden und die Viehnutzung hat nach wie vor die Baroness von Eichendorff. Ihr spendet die Kommission das Lob: „Die Kühe sind von gutem Landschlage und sehen, wie die Schweine, gesund und wohlgenährt aus. So gewährt die Viehnutzung bei der hinreichenden und guten Fütterung und der Nähe von Ratibor, wohin Milch und Butter sehr vorteilhaft abgesetzt werden können, einen schönen Ertrag.“

Im ganzen konnte die Kommission einen Fortschritt in der Bewirtschaftung und in den Erträgen des Gutes feststellen und sie entschied sich, den Wert des Gutes auf 31 177 Rtl. festzusetzen, also eine Summe, die beträchtlich über der ersten Abschätzung lag und die dem ehemals gezahlten Kaufpreis schon näher kam.

Dieser schöne, durch die Arbeit Adolfs von Eichendorff erreichte Aufstieg, hielt auch in den nächsten Jahren an, weil nun erst seine jahrzehntelangen Bemühungen in vollem Umfange zur Auswirkung kamen. Leider starb Adolf von Eichendorff am 27.4.1818. Zwar führte der unzweifelhaft tüchtige Verwalter Bienek die Arbeit im Sinne des Verstorbenen fort, aber der Zusammenbruch war trotzdem nicht aufzuhalten, da die Erben für die Übernahme des Gutes nicht in Frage kamen und die Nebengüter zu sehr belastet waren. So kam Lubowitz mit den anderen Gütern zum gerichtlichen Verkauf. Zur Feststellung seines Wertes wurde am 5. und 6.11.1821 die dritte Abschätzung von der Landschaft vorgenommen.

Ihr Ergebnis ist nur Lob für den verstorbenen Gutsherrn und der schönste Nachruf, den ein Landwirt erhalten kann. „Der Zustand des Gutes hat sich seit der letzten Taxe vom Jahre 1817 nicht verschlechtert, sondern gehoben. Die Gebäude sind in tadellosem

Bau- und Bedachungszustande. Vieh wird jetzt mehr als früher gehalten. Auch liefert der Boden einen besseren Ertrag als vordem. Überhaupt zeugt alles von einer guten Bewirtschaftung, gehobenem Kulturstande und sorgfältiger Ackerbestellung.“ Und ein Mitglied der Kommission, der Landesälteste des Ratiborer Kreises, Wilhelm v. Wrochem auf Pschow, fügte hinzu: „Während der fünf Jahre, daß ich ganz in der Nähe als Landwirt wohne, hat Lubowitz stets die meisten Ernten in der ganzen Gegend gemacht.“ Auf Grund dieser Erkenntnisse setzte die Kommission den Wert des Gutes auf 56 867 Tl. Fest, also einen Betrag, der zwar nicht das Doppelte der einstigen Kaufsumme erreichte, aber doch erfreulich über ihr lag.

Diese Wertsteigerung ist im wesentlichen der Arbeit Adolfs von Eichendorff an Lubowitz zuzuschreiben. Er hatte das Möglichste für dieses Gut getan, an dem er und seine Familie mit aller Liebe hingen, ohne es ihr jedoch retten zu können. Das aber wird sein Ruhm bei aller Tragik seines Schicksals bleiben, daß er seine Kinder von allem Schweren, das er trug, nichts ahnen ließ und ihnen eine schöne unbeschwerte Kinderzeit schuf, ein Jugendparadies, das noch in ihre spätesten Tage mit freundlichem Strahle leuchtete und das in den Werken seines berühmtesten Sohnes Joseph von Eichendorff den stärksten Widerhall gefunden hat.

Das „Wallefeld“ in Lubowitz

Von Heinrich Kurtz

In weit höherem Maße als bei jeder anderen Dichtung wird man in den Werken der Romantiker ein nachhaltiges Echo aller Empfindungen, die man in dem Worte „Heimat“ zusammenzufassen pflegt, suchen und finden. In Eichendorffs Schriften begegnen uns auf Schritt und Tritt Bilder aus seiner oberschlesischen Heimat; unzählige Male tauchen die weiten Wälder, der Oderstrom, sein Heimathaus Schloß Lubowitz in seinen Liedern auf. Hinlänglich ist schon darauf hingewiesen worden, in nicht geringem Maße hier im „*Almanach*“ selbst, sodaß es kaum möglich erscheint, diesem Kapitel ein neues Blatt zuzufügen. Wenn trotzdem an einen solchen Versuch Hand angelegt wird, so geschieht es in der Absicht, zugleich mit einem Hinweis auf die Heimatverbundenheit Eichendorffs den frühesten Abschnitt der Geschichte von Lubowitz zu schildern. Das auf dem linken Steilufer der oder gelegene Schloß Lubowitz kam bekanntlich durch die Mutter des Dichters in die Hand der Eichendorffs, konnte aber nur 38 Jahre gehalten werden.¹ Der Schloßbau und die Parkanlagen, Josephs von Eichendorff nie vergessene Stätten froher Jugendzeit, waren erst zu Beginn der 80er Jahre des 18. Jahrhunderts an Stelle eines stark verfallenen kleinen Häuschens aufgeführt worden. Bei dem raschen Wechsel der Besitzer im 16. und 17. Jahrhundert ist dieser schlechte Zustand des alten Schlosses erklärlich; haben doch seit dem Verlassen der Stammfamilie Lbowic gegen 1500 nur selten die Gutsbesitzer in Lubowitz selbst gewohnt. Niemals hatte hier ein festes Schloß, eine Burg gestanden; die Bedeutung, die Lubowitz während der unruhigen Zeiten des Mittelalters erreichte, war dementsprechend gering. So erscheint der Name des Ortes erst spät in den Urkunden;² eine nennenswerte Rolle in der Geschichte Oberschlesiens hat Lubowitz bis auf den heutigen Tag nicht gespielt. Im Hinblick auf die Lage des Schlosses im Ausfallweg der Mährischen Pforte erscheint diese Entwicklung auffällig, wird aber durch die Vormachtstellung der Kastellanei Ratibor mit ihrem, für die Anlage einer Stadt günstigen

¹ C. Freiherr von Eichendorff: *Lubowitz*. *Aurora* 2, S. 34 ff.

² A. Nowack: *Lubowitzer Tagebuchblätter Joseph von Eichendorffs*. Groß Strehlitz 1907, ders.: *In Eichendorffs Heimat. Aus Oberschlesiens Vergangenheit*. Gleiwitz 1922 S. 51.

Gelände erklärt: Die befestigten Städte Cosel und Ratibor erfuhren im Mittelalter einen überraschenden Aufschwung und machten Lubowitz, trotz seiner geschützten Lage, bedeutungslos. So verlor dieser Ort, von der Natur selbst zu einer Festung gestaltet, seine frühere, für das Gebiet der oberen Oder wichtige Stellung.

Die Glanzzeit des Platzes, auf dem heute Lubowitz steht, liegt bereits viele Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung. Der Beginn der Besiedlung durch den urgeschichtlichen Menschen reicht, wie die Funde von Steinäxten in Lubowitz anzeigen,³ bis in die jüngere Steinzeit zurück. Grabfunde aus der Bronzezeit, – ein Urnengrab mit zahlreichen, in die Urne gelegten Bronzeknöpfen⁴ – wurde auf dem jetzigen Friedhof bei der Kirche entdeckt; beim Bau des Landjägerhauses wurde 1928 ein zweites Urnengräberfeld angeschnitten. Bei einer Grabung auf diesem Platze gelang es, 30 Urnengräber zu bergen; auch germanische Grabfunde aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. sind von der Gemarkung Lubowitz bekannt.⁵

Neben diesen Zeugen einer alten Besiedlung ist aus Lubowitz ein für Oberschlesien einzigartiges Denkmal aus urgeschichtlicher Zeit anzuführen, das „Wallefeld“.⁶ Diese im Volksmunde übliche Bezeichnung trägt eine fast quadratische Hochfläche im Westen des Dorfes von etwa 500 m Seitenlänge, die im Osten gegen die Oderaue steil abfällt, gegen Norden und Westen durch einen schwach kenntlichen Wall und einen künstlich geschaffenen Steilhang geschützt ist (s. Abbildung). Die Befestigungen der Südseite sind durch den Ackerbau stark eingeebnet, aber noch zu verfolgen. Die ehemalige Gestalt läßt sich nicht mehr in allen Einzelheiten feststellen, – so hat vor allem der Nordostabhang beim Ausbau des Dorfes Lubowitz manche Veränderung erlitten, – doch ist noch heute klar die Anlage eines urgeschichtlichen Burgwalles von ungewöhnlich großen Ausmaßen zu erkennen.

Dank der an anderen Wällen in Schlesien vorgenommenen Grabungen ist es möglich, den ursprünglichen Aufbau der Schanze zu rekonstruieren.⁷ Um die Höhe zur Verteidigung einzurichten, hat man an der Nord-, West- und Südseite eine Holzerdemauer errichtet, den davor gelegenen Hang abgesteilt. Gegen Osten hat wohl allein der Steilabfall zur Oder hinreichend Schutz geboten. So entstand eine Befestigung von einem

³ *Altschlesische Blätter* 1927, Heft 3.

⁴ Ein Knopf abgeb. bei Dr. v. Richthofen: Einführung in die ur- und frühgeschichtliche Abteilung des Museums Ratibor. Taf. 3, 9.

⁵ *Altschles. Blätter* 1928, Heft 5.

⁶ O. Mertins: *Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens* S. 131, – H. Kurtz: *Das Wallefeld bei Lubowitz, Ratiborer Heimatbote* 1929, S. 52.

⁷ *Der Breite Berg bei Striegau*, Teil I. Dr. G. Bersu: *Die Ausgrabungen*. Breslau 1931.

Umfang, genügend groß, im Falle der Gefahr eine große Zahl von Flüchtlingen zu bergen.

Läßt sich die Anlage des Wallefeldes aus den heute sichtbaren Wallresten und Steilhängen in den Hauptzügen erkennen, so ist die Bestimmung des Alters der Schanze nur durch den Spaten zu gewinnen. Einen Anhaltspunkt bieten die Grabungen des Oberstleutnant Stöckel, dem es 1877 gelang, Keller- und Abfallgruben einer jungbronzezeitlichen Ansiedlung aufzudecken. Die Grabfunde am Fuße des Walles weisen gleichfalls auf eine Entstehung der Wehranlage gegen Ende der Bronzezeit hin. Derartige Wallburgen aus der jüngsten Bronzezeit sind auch an anderen Orten Ostdeutschlands und Schlesiens durch Grabungen nachgewiesen worden, so z.B. auf dem Breiten Berge bei Striegau, in Mertschütz, Kreis Liegnitz, auf dem Zobten und auf der Landskrone bei Görlitz, sodaß die Annahme, auch das Wallefeld stamme aus dieser Zeit, manches für sich hat. Sicherer Aufschluß wird aber erst eine Grabung ergeben.

Über die historischen Ereignisse, die zur Erbauung der Burgwälle in der jüngsten Bronzezeit führten, brachten die Arbeiten des bekannten schlesischen Prähistorikers Dr. Jahn überraschend Aufschluß.⁸ Das 8.–6. vorchristliche Jahrhundert war für die ostdeutschen Länder eine unruhige, bewegte Zeit; die in Schlesien sesshafte Bevölkerung versuchte, die von Norden her vorstoßenden Frühgermanen aufzuhalten und sich gegen die Reiterüberfälle der Skythen, – in der Art der Angriffe den Einfällen der Hunnen und Tartaren vergleichbar, – in Schanzen zu verteidigen. Nicht immer boten hierbei die Burgwälle hinreichenden Schutz. Wie z.B. die Ausgrabungen auf dem Breiten Berge gezeigt haben, gelang es den Belagerern, die Holzwände in Brand zu stecken und die Burg zu vernichten. Ob auch das Wallefeld in Lubowitz ein gleiches Schicksal erlitten hat, kann nur eine Grabung nachweisen. Jedenfalls scheint die Wehranlage zur slawischen Zeit, also etwa um die Wende des ersten nachchristlichen Jahrtausends, schon so stark zerfallen zu sein, daß ein Wiederaufbau der Befestigungen, – wie er an anderen Stellen, so in Mertschütz und dem Breiten Berge erfolgt ist, – in Lubowitz nicht versucht wurde; Ratibor und Cosel überflügelten die alte Feste.

Im Laufe der Jahrhunderte ebneten Regen und Wind, vor allem aber der Pflug die Wälle weiter ein, die Oder riß bei Hochwasser Stücke des Steilufers ab, bis schließlich das heutige Bild von der alten Burg entstand. Die Erinnerungen an die einstige Bedeutung der Wälle und Hänge aber hat sich bis auf den heutigen Tag unter der Bevölkerung erhalten, wie es schon der Name „Wallefeld“ anzeigt. So ist es nicht verwunderlich, daß auch der mit seiner Heimat so eng verwachsene Dichter das Wallefeld kannte. Die Bezeichnung „Wall“ – allerdings nicht für die gesamte Anlage, nur für den westlichen, besser

⁸ Dr. M. Jahn: *Die Skythen in Schlesien. Schlesiens Vorzeit in Wort und Bild*, N. F. Bd. XI, S. 27. ff.

erhaltenen Teil, – ist Joseph von Eichendorff durchaus geläufig und findet sich mehrfach in seinen Tagbüchern,⁹ so unterm 9.8.1805 bei der Rückkehr der Brüder von der Universität Halle: „– als wir uns Lubowitz nahten, erhob sich ein fürchterlicher Kanonendonner, welchen von allen Wällen der Veste Lubowitz Bombenkesselschlünde spieen“; unterm 3.10.1806 berichtet Eichendorff über seinen Rückweg von Ratibor: „– über Brzesnitz und Ellguth und Lubowitz, wo ich Wilhelm und den Herrn Caplan auf dem Walle traf“ und unterm 15.12.1806: „Nachmittags horchten wir alle beim Walle der Canonade zu.“¹⁰

Die alte Vergangenheit war Eichendorff zweifellos auch von den vielen, im Volke verbreiteten Sagen her bekannt. So hörte er von dem versunkenen Dorfe „Budowitz“ und seiner Kirmesfeier am ersten Herbsttag,¹¹ von der reichen Räuberstadt Lubum, die alle 100 Jahre aufsteigt und noch nicht erlöst ist,¹² er hörte sicher viele Sagen, die sich, wie es oft auch bei anderen Orten Ostdeutschlands zu beobachten ist, um den alten Wall rankten, Sagen, in denen die Erinnerung an die Tartaren- und Schwedennot noch wach ist.

Aus diesem heimatlichen Sagenborn schöpfte Eichendorff; er weilte wohl oft auf dem Walle, der längstverklungenen Zeit nachsinnend. Die alten Sagen fanden Gestalt, er ließ das Leben und Treiben der Kriegsvölker auf dem alten Walle von Lubowitz in dem „Feldlager“ wiedererstehen:

Da hoben bunt und bunter
Sich Zelte in die Luft,
Und Fähnlein wehten munter
Herunter von der Kluft.

Und um die leichten Tische
An jenem Bächlein klar,
Saß in der kühlen Frische
Der lust'gen Reiter Schar.

Eilt durch die rüst'gen Zecher
Die Marketenderin,
Reicht' flüchtig ihre Becher,
Nimmt flücht'ge Küsse hin.

Da war ein Toben, Lachen
Weit in den Wald hinein,

Die Trommel ging, es brachen
Die lust'gen Pfeifen drein

Durch die verworrenen Klänge
Stürmt fort manch wilde Brust,
Da schallten noch Gesänge
Von Freiheit und von Lust.

Fort ist das bunte Toben,
Verklungen Sang und Klang,
Und stille ist's hier oben
Viel hundert Jahre lang.

Du Wald, so dunkelschaurig,
Waldhorn, du Jägerlust!
Wie lustig und wie traurig
Rührst du mir an die Brust.

⁹ Nach Eichendorffs Tagebüchern in: *Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff*, Herausgegeben von Kosch und Sauer, Regensburg, Bd. 11.

¹⁰ Der Kanonendonner rührte von der Belagerung Breslaus durch Vandamme her. Es ist erstaunlich, daß die Beschießung in Lubowitz (Luftlinie 135 km) zu hören war.

¹¹ Hyckel: *Was der Sagenborn rauscht*, S. 66.

¹² Hyckel: a. a. O. S. 64.

[Abbildung: An der Summina bei Gurek
An der Summina bei Gurek]

Das Eichendorffsche Jagdschlößchen Summin

Von Alfons Nowack

Vom Schloßturn zu Lubowitz schweift der Blick gen Nordosten über ungeheure, dunkle Forsten, die einen wirkungsvollen Gegensatz zu der freundlichen Hügellandschaft im Südosten mit der dahinter auftauchenden Beskidenkette bilden. In diesem Waldgebiet lag zu Jung-Eichendorffs Zeit das Jagdschlößchen Summin. Es war zwar unter den Schlössern, die einst den stolzen Besitz dieses Zweiges des Eichendorffschen Geschlechtes ausmachten, – Lubowitz, Deutsch-Krawarn, Slawikau, Radoschau, Tost –, das geringste, doch spielt es neben Lubowitz in dem Tagebuche Eichendorffs eine hervorragende Rolle, und die Fahrten, die der junge Dichter so oft nach Summin unternahm, mögen ihm manche Anregungen für seine Wald- und Jägerpoesie geboten haben.

Wer von der Bahnstation Summin an der Bahnstrecke Buchenau-Rybnik durch hochstämmigen Kiefernwald dem armseligen, jetzt zu Polen gehörigen Dörfchen Summin zuschreitet, gelangt in etwa zwanzig Minuten zu einer den Lesern des Eichendorffschen Jugendtagebuches nicht unbekanntem Brettmühle an einem träumerischen, mit Wasserrosen überspanntem Gewässer und bald darauf an den etwa zwanzig Morgen großen, jetzt fast ganz verschilften Summiner Teich, den ernste Waldhügel umstehen „von welchen Tag und Nacht Wald und Wind ewig gleichmäßig herabrauschen“. Nach wenigen Minuten erreicht man den alten, umfangreichen Gutshof, der außer einem neuen schmucken Forsthaus noch das alte, einst wohl von dem Eichendorffschen Jäger Schöpp bewohnte Hegerhaus, eine Scheune und ein Dörrhaus umschließt. Das alte Schlößchen der Familie Eichendorff, das am meisten unser Interesse in Anspruch nehmen würde und noch um 1845 bestanden zu haben scheint, ist vom Erdboden längst verschwunden.¹

¹ Wie Eichendorff in seinem Roman „*Ahnung und Gegenwart*“ erzählt, hat sein Vater (Herr v. A.) den Verlust des einem Brande zum Opfer gefallenen Schlößchens leicht verschmerzt, zumal er ohnehin willens war, das alte Gebäude durch ein neues, bequemeres zu ersetzen. Die Richtigkeit dieser Angaben vorausgesetzt, muß der Brand in der Zeit zwischen 1812 (Abbruch des Tagebuches) und 1818 (Todesjahr des Vaters) stattgefunden haben. In seiner „*Alphabet.-statist.-topogr. Übersicht der Dörfer, Flecken, Städte der Provinz Schlesien*“ erwähnt J. G. Knie noch im Jahre 1845 ein herrschaftliches Schloß in Summin.

Im Besitz der Eichendorffs war Summin seit 1795. Adolf Freiherr von Eichendorff, der Vater des Dichters, erwarb damals das Rittergut, zu dem in der Mitte des 19. Jahrhunderts nur 70 Morgen Acker, aber 2000 Morgen Wald gehörten, nebst dem ebensoviel Wald umfassenden Gurek, von den Erben des Kammerrates von Drechsler. Bei der großen Vermögenskatastrophe, die bald nach dem Tode Adolfs über die Familie Eichendorff hereinbrach, ging auch Summin verloren. 1831 kam die Herrschaft in den Besitz der Eickstedts.

Hermann von Eichendorff sagt in der den *Gesammelten Werken* seines Vaters vorausgeschickten Lebensbeschreibung, daß die liebsten Ausflüge Joseph von Eichendorffs dem in geheimnisvoller Abgeschiedenheit gelegenen Jagdschlößchen Summin galten. Und in der Tat hat der Dichter ins einem Tagebuche zu wiederholten Malen die Erinnerung an lustige Fahrten nach diesem Waldidyll festgehalten. Das erste Mal findet sich ein Ausflug dahin am 21. April 1801 erwähnt. Über den Aufenthalt daselbst läßt er sich allerdings nicht weiter aus, doch berichtet der Dreizehnjährige unter dem 24. desselben Monats über ein an die Rückreise sich knüpfendes Abenteuer mit den Worten: „Wieder retourniert und auf der Rückreise ein sonderbares Wasserabenteuer ritterlich bestanden, nämlich mich mitsamt dem Pferd ins Wasser gelegt. Ha, ha, ha!“ Das kühle Bad scheint der Gesundheit des jungen Ritters aber nicht weiter geschadet zu haben, denn einige Tage später bewundert er in Ratibor „die schönen Künste des englischen Seiltänzers Barham“ und besteht darauf in Lubowitz beim Amtsverwalter Heisig einen Gevatterschmaus.² Im Jahre 1804 wurde Summin dreimal von ihm aufgesucht. Am 4. September quartierte sich die ganze Familie Eichendorff „mit Sack und Pack“ im Schlößchen ein und brachte den Lubowitzer „Herrn Kaplan“, Paul Ciupke mit, der bei seinem jovialen Wesen wohl auch an dem damals von den Brüdern Eichendorff auf dem Waldteiche geführten „Seekriege“ Anteil gehabt haben dürfte. Bei dem zweiten Aufenthalt in Summin spielte eine „Quasi-Rehbockgeschichte“, deren Bedeutung nicht schwer zu erraten ist. Als im Oktober im großen Teich gefischt werden sollte, kamen die Eichendorff wieder auf einige Tage nach Summin und zwar mit einem ganzen Schweif von Gästen, unter denen sich der Zisterzienserpater Blasius Greiff, Provisor und Forstinspektor des nahen Stifts Rauden, Madame Koschatzky, die Verwalterfrau aus Slawikau mit ihren Töchtern Karoline und Seraphine und einige Freunde Jung-Eichendorffs befanden. Die ganze Kompagnie, namentlich die junge Gesellschaft, war in heiterster Stimmung, worauf die vom Tagebuchsreiber

² Nowack: *Lubowitzer Tagebuchblätter Joseph v. Eichendorffs. Mit Erläuterungen.* Groß Strehlitz 1907, Verlag Wilpert. S. 3 ff. sowie 84.

fixierten Stichworte: „Fischelkanonade“, „Schlangenpromenade“, „Brotkanonade bei Tisch“, „Kegelschieben“ usw. schließlich lassen. „Der merkwürdigste Kasus aber war Herrn Pientaks Polonaise“ im Kote mit der kleinen Morgenröte (d. h. der Demoisell Pietsch), welch letztere dann denselben, als er eben an eine Weide angelehnt war, so beträchtlich rückte, dass er die Balance verlor und sein nicht unansehnlicher Korpus trotz allen Protestierens die Erde küssen mußte. Nun setzte sich Herr Pientak nach einigem belachten Wüten an das Gestade des Teiches und schaute, ein zweiter Achilleus, zürnend in die tief aufbrausenden Fluten. Doch diesmal hatte Madame Thetis so wenig Lust, sich ihres Achilleus zu erbarmen, daß er, ob an den Folgen des Falles oder des Grolles ist nicht ausgemacht, das Bett hütete.“ Am nächsten Tage besuchte die ganze Karawane das Raudener Klostergut Zwonowitz, nahm da u. a. die Weinpresse, den schön gelegenen Weinberg in Augenschein und verkostete auch – wohl zur Buße für die Ausgelassenheit des vorhergehenden Tages – den dort gekelterten Wein.

Im folgenden Jahre, 1805, mußte die große Fischerei in Summin ohne die jungen Eichendorff vor sich gehen, da dieselben studienhalber in Halle weilten. Dafür wurde das stille Waldtal in der Zeit nach der Rückkehr aus Halle bis zur Abreise nach Heidelberg von ihnen dreimal besucht. Am 8. und 9. September 1806 versammelte sich hier eine größere Gesellschaft, darunter Landschaftsdirektor v. Schimonsky aus Brzesnitz, P. Provisor aus Rauden, Pfarrer Wodarz aus Slawikau, Kaplan Ciupke sowie die Pächter Adametz und Miketta mit ihren Familien. Am 9. fuhren die Herren – 30 Mann – auf sechs Wagen zur Jagd in den Raudener Wald, ebenso am folgenden Tage. Nach Beendigung der Jagd unternahm die ganze Gesellschaft, Herren und Damen, einen Spaziergang zum „Grabe des Kosaken“, nämlich zu jener Stelle im Summiner Walde, wo einer der Russen, die unter dem Oberbefehl des Generals Graf Buxhöwden den Österreichern gegen die Franzosen zu Hilfe zogen, im November 1805 gestorben und begraben war. Hier wurde noch von den Jägern Salve geschossen und das herrliche Echo bewundert. „Nach dem Abendessen überraschte uns plötzlich eine Musik unter den Fenstern und ein Vivat, meinem Bruder, dessen Geburtstag heute war, gebracht, und mit Flintensalven bekräftigt, welches alles unser Jägerkorps heimlich arrangiert hatte. Darauf eröffnete unser Herr Kaplan mit der kaffeebraunen Fanny mitten auf dem Hofe einen Ball, bloß beleuchtet von einem Lichte vom Zaune herab.“ Am 28. Oktober begann die Fischerei im großen Teiche, wozu sich „das ganze Lubowitzer Haus“ in Summin einfand. Auch diesmal ging es lustig zu. Das Tagebuch berichtet des „Herrn Kaplans Petri-Fischzüge im Graben und unzählige Beinah-Wasserstürze mit fürchterlichem Feldgeschrei, Herr Kaplan dabei auf allen

Vieren am Ufer krauchend, wir beide ihn an den Rockflügeln haltend.“ Den Beschluß des Tages machte eine Abendtafel und ein großer burlesker Ball in höchster Karrikatur“, wobei der Kaplan, Joseph und Wilhelm von Eichendorff als Musici auf dem Tische saßen. Am folgenden Tage stand Joseph mit seiner Mutter Pate bei einem Söhnchen des Försters Schöpp in der Pfarrkirche von Lissek und beteiligte sich nach Beendigung des Fischzuges noch an dem feierlichen Gevatterschmaus bei Schöpp. Der Kaplan führte unter Benutzung einer Maske Spukszenen auf, Forche brachte Flötenstandchen, und schließlich staunte die ganze Gesellschaft ein Feuer in der Nachbarschaft an. Tags darauf wälzte sich „die ganze Lubowitzer Kolonne“ im Regen nach Hause und wurde dort durch die Nachricht von der Einnahme der Stadt Halle durch die Franzosen wahrhaft erschüttert und auf den furchtbaren Ernst der Zeit aufmerksam gemacht.

Auch kurz vor seiner Abreise nach Heidelberg stattete Eichendorff am 16. April 1807 dem lieben Summin mit einigen Freunden noch einen Besuch ab. Nach einer vergeblichen Schnepfenjagd in Zwonowitz wurde am Abende im Graben hinter dem Summiner Schlößchen bei Fackelschein eine Krebsfischerei veranstaltet. Tags darauf zerstreuten sich die Jagdgenossen mit ihren Feuerrohren in die Wälder, ohne jedoch den Wildbestand der Eichendorffschen Forsten merklich zu schmälern. Die Schützen exerzierten sodann als „Knüppelgarde“ auf der Wiese zu dem Schlößchen und schossen ‚en peloton‘. Eine mühsame Kahnfahrt mit dem Kaplan, eine „Kaffee- und Weinkondition“ beim braven Schöpp und endlich noch eine durch heftigen Regenguß abgekürzte Schnepfenjagd füllten den Nachmittag aus. Am folgenden Tage Heimkehr nach Lubowitz. Aus den zwei folgenden Jahren liegen uns keine Aufzeichnungen über Eichendorffs Aufenthalt in Lubowitz und Summin vor. Erst 1810 setzten sie wieder für einige Zeit ein. Von dem lustigen Treiben aber wie in den früheren Jahren hören wir nichts mehr. Zum letzten Mal berichtet Eichendorff von einem Besuch daselbst am 12. Juli 1810. Er spazierte am Morgen im Schloßgarten, las Goethe und hob dann in der Pfarrkirche zu Lissek zusammen mit einer Frau v. Schalscha das Kind eines gewissen Baner aus Summin aus der Taufe. Nach Summin zurückgekehrt ließ er dort einige Zigeunerknaben tanzen, machte ein großes Essen bei Baner mit und durchsuchte dann mit dem ehemaligen Arendator Müller dessen alte Bücherei auf dem Schüttdoden, wobei er die „*Alltagschronik*“, den „*akademischen Roman*“ und andere Bücher erwarb.

Wilhelm von Eichendorff, Josephs Bruder, kam noch einmal im Oktober 1817 nach Summin, stand aber dort viel Angst um seinen Vater aus, der sich bei einem Gange

durch den Wald stark erkältet hatte. Zwar besserte sich der Zustand noch an demselben Tage, doch wird Adolf von Eichendorff sein grünes Revier in Summin nicht mehr oft betreten haben. Schon im Frühling des folgenden Jahres nahm ein sanfter Tod den gütigen Grundherrn der Ortschaften Summin und Gurek von der Erde.

Joseph von Eichendorff hat in früheren Jahren, als er noch im Hause einer Braut Louise von Larisch in Pogrzebin verkehrte, sich anscheinend mit dem Gedanken beschäftigt, einst in Summin mit seiner jungen Frau Wohnung zu nehmen. Eine Bemerkung im Tagebuche gelegentlich einer Unterredung mit Louise in Pogrzebin „Projekt mit Summin“ scheint darauf hinzudeuten. Der Plan konnte allerdings schon wegen der immer ungünstiger sich gestaltenden Vermögensverhältnisse seiner Eltern nicht zur Ausführung kommen. Aber die Waldromantik von Summin ist Eichendorff unvergeßlich geblieben. Bei der in „*Ahnung und Gegenwart*“ enthaltenen Schilderung des Ausfluges nach dem „kleinen Schloß mit seinem netten Hofe, welches mitten in einem einsamen Tale lag, ringsumher von Tannenwäldern umschlossen“, hat dem Dichter unverkennbar das väterliche Jagdschlößchen in Summin vorgeschwebt und die dort erzählten Begebenheiten sind, wie ein Vergleich mit dem Tagebuche ergibt, zum guten Teil Erlebnisse Eichendorffs aus den fröhlichen Summiner Tagen von 1806 und 1807.

So hat durch die Beziehung Eichendorffs zu dem Schlößchen in Summin auch der Name dieses seit der oberschlesischen Abstimmung von Deutschland abgetrennten Dörfleins einen romantischen Klang erhalten. Wer jetzt nach Summin kommt, um an dem von alten Kiefern umrauschten Weiher der Erinnerung an Eichendorff nachzugehen, findet freilich das Jagdschlößchen, das den angehenden Romantiker und seine Gefährten in den seligen „Lubowitzer Jubelperioden“ beherbergte, nicht mehr vor. Und das fröhliche Lachen jener harmlosen Kinder der „alten schönen Zeit“ ist längst verklungen.

„Der Tanz, der ist zerstoben,
Die Musik ist verhallt,
Nun kreisen Sterne droben,
Zum Reigen singt der Wald.“

Eichendorff als Breslauer Gymnasiast

Von Karl Freiherr von Eichendorff

Nicht ohne Wehmut und heimliches Bangen sahen die Brüder Eichendorff dem Tage entgegen, an dem sie, der Obhut ihres Hofmeisters entwachsen, das über alles geliebte Vaterhaus verlassen mußten, um als Breslauer Gymnasiasten ihre Schulstudien fortzusetzen. Am 5. Oktober 1801 fand die Lubowitzer sonnige Zeit, die wie ein „stiller Hesperos“ ihr ganzes späteres Leben überstrahlte, ihren Abschluß. Oftmals nach den allmählich in fernes Grau versinkenden heimatlichen Fluren sehnsüchtig zurückschauend, fuhren die jugendlichen Reisenden mit der Postkutsche, einem an Riemen hängenden oder unmittelbar auf den Achsen ruhenden Bretterkasten, auf Wegen, von deren schlechten Beschaffenheit man sich heute kaum noch einen Begriff machen kann, ihrem Bestimmungsorte entgegen. Es war für sie keine geringe Freude, als endlich nach dreitägiger Fahrt, die inmitten einer weiten, fruchtbaren Ebene gelegene Provinzialhauptstadt, mit ihren düsteren Festungswerken, ihren vielen Türmen, stattlichen Klostergebäuden und spitzen, hochemporstrebenden Dächern, vor ihren Blicken auftauchte. In dem, mit dem katholischen Gymnasium, dem heutigen Matthiasgymnasium, verbundenen St. Josephskonvikt, an dessen Spitze Regens Anton Steiner, Professor an der theologischen Fakultät der Universität Breslau stand, fanden die beiden Junker eine neue Heimstätte.

Die katholischen Gymnasien der damaligen Zeit waren fast durchweg Gründungen des Jesuitenordens. Als im Jahre 1776 nach langen Verhandlungen mit der römischen Kurie das den Orden auflösende Dekret Klemens XIV. in der schlesischen Jesuitenprovinz zur Durchführung gelangte, wurden die ehemaligen Ordensmitglieder zum Königlich Preussischen Schulen-Institut zusammengefaßt. Die Verwaltung des weit hinter allen Erwartungen zurückbleibenden Vermögens der Exjesuiten übertrug Friedrich II. der General-Schulen-Administration. Bis zum heutigen Tage werden die Kosten dieser Gymnasien aus Staatsmitteln bestritten, während der Erlös aus dem Verkaufe der Seminargüter, die der große König auf ewige Zeiten dem Stiftungszwecke erhalten wissen wollte, getrennt verwaltet und zum Unterhalt der den Gymnasien angegliederten Konvikte verwendet wurde.

In seinem „*Erlebten*“ urteilte Eichendorff später im allgemeinen recht ablehnend über

die Gymnasien und Internate seiner Jugendzeit, obwohl er selbst, wie seine Tagebuchaufzeichnungen bezeugen, wohl niemals unter einem Zwange gelitten hat. „Nach Aufhebung des Ordens,“ schreibt er, „sahen diese Anstalten sich plötzlich von allen Seiten den Anfechtungen des tumultuarischen Zeitgeistes, und zwar wehrlos, ausgesetzt. Denn die übrig gebliebenen Exjesuiten und mit ihnen ihre alten Erziehungstraditionen waren allmählich ausgestorben und die neuen Lehrkräfte, wie sie die veränderte Zeit durchaus erforderte, noch keineswegs herangebildet. Es entstand aber, bevor man sich nur einigermaßen orientiert hatte, notwendig ein augenblicklicher Stillstand, eine sehr fühlbare Hin- und Her schwankende Unsicherheit und schüchterne Nachahmung des protestantischen Wesens, die natürlich anfangs ziemlich ungeschickt ausfallen mußte. Nur das fortdauernde Bedürfnis eines feierlichen Gottesdienstes erhielt noch lange Zeit eine ernste und gründliche musikalische Schule, aus der mancher berühmte Künstler hervorgegangen ist. Die Schüler veranstalteten zwar noch immer zur Weihnachtszeit theatralische Vorstellungen, aber statt der früheren, mit aller würdigen Pracht ausgestatteten Aufführung geistlicher Schauspiele, wo man nicht selten kühn auf die Meisterwerke Calderons zurückgegriffen hatte,¹ wurden jetzt alberne Stücke aus dem Kinderfreund, ja sogar Kotzebueaden gegeben. Auch ihre sogenannten Konvikte bestanden noch, wirkten jedoch häufig störend durch den aristokratischen Unterschied zwischen den armen Freischülern (Fundatisten) und den reichen Pensionärs, die fast ausschließlich dem Adel angehörten.“

Eichendorffs Altersgenosse und Schulkamerad Joseph Christian Freiherr von Zedlitz, der sich in der Folge vornehmlich durch sein „Soldatenbüchlein“ und seine „Totenkränze“ in der deutschen Literatur einen geachteten Namen erworben hat, stellt in einem Briefe an Emilie von Binzer seinen ehemaligen Lehrern ein überaus ehrenvolles Zeugnis aus. Er sagt hier: „Ich bin noch von lauter ehemaligen Jesuiten, die als Professoren in Breslau, wiewohl als Orden aufgehoben, fortlehrten, unterrichtet worden. Alle waren vortreffliche, milde, ehrwürdige, gelehrte Männer, von denen nie ein gehässiger, sektierender Gedanke ausging und die in der anspruchlosesten Frömmigkeit lebten.“

Die von Eichendorff während seines dreijährigen Besuches des katholischen Gymnasiums, oft mit keckem Humor dem Leben nachgezeichneten, in ihrer stichwortähnlichen Kürze bereits die Grundzüge seines inneren Wesens offenbarenden Tagebuchaufzeichnungen zeigen uns einen aufgeweckten, temperamentvollen Knaben mit offenem Blick für die in seiner Umgebung sich abspielenden Vorkommnisse, sie lassen ein Stück Breslauer Schul- und Kulturgeschichte vor unseren Augen entstehen und geben uns ein un- gemein anschauliches, im großen und ganzen nicht unvorteilhaftes Bild der Erziehungs- und

¹ Auch dramatische Dichtungen Lope de Vega's gelangten zur Aufführung.

Unterrichtsmethode jener Zeit. Es war ein frisch-fröhliches Schülerleben, das man damals führte. Den Ausschreitungen der Herren Zöglinge gegenüber befeiligte sich die Lehrerschaft der größtmöglichen Toleranz. Aber trotz der vielen, fast studentischen Freiheiten, die man den Schülern in freimütigster Weise einräumte, wurden neben der allgemeinen und ästhetischen Ausbildung die Wissenschaften, namentlich das Studium der Antike, nicht vernachlässigt. Zu Beginn des Jahres 1804 stürzte sich Eichendorff, gemeinsam mit einem gleichgesinnten Kameraden, mit solchem Übereifer auf die Lektüre der griechischen Poesie, daß er, ungeachtet des Verbotes der aufsichtführenden Lehrer, halbe Nächte im ungeheizten Zimmer mit den Büchern verbrachte. Die vom „Rector Gymnasii“ halbjährlich ausgestellten öffentlichen Zeugnisse, in denen „Gemeinnützige Vernunftserkenntnis“, „Erfahrungsseelenlehre“, „Encyclopädie aller Wissenschaften“ und „Geschmacksbildung“ eine hervorragende Rolle spielen, rühmen Eichendorff als einen gesitteten, von religiösen Gesinnungen beseelten Jüngling, sie beweisen uns, daß schon der Vierzehnjährige in der Theorie der Dichtkunst ziemlich gute Kenntnisse sein eigen nannte, sie lassen uns aber auch erkennen, in welchem Maße der höhere Schüler von heute bei seinen Lehrern an Hochachtung eingebüßt hat. „Oben genannter Baron von Eichendorff ist ein junger Herr von vielversprechenden Anlagen“ heißt es in dem Schulzeugnisse vom Jahre 1802.

Die Disziplin ließ, wie es scheint, in der Anstalt mitunter manches zu wünschen übrig. Nur in schwerwiegenden Fällen griff die Schulleitung mit Strenge ein. Meist begnügte man sich mit Verwarnungen und „langen Sermonen“, doch auch von Freiheitsstrafen wissen Eichendorffs Tagebücher zu berichten. So hat er einmal, wie er vorsichtshalber mit griechischen Buchstaben vermerkt, „nach einem heftigen Zanke mit dem Dekan, von 4 bis 5 Uhr im Karzer gesessen.“² Derbe Scherze und tolles Treiben waren an der Tagesordnung. Die Neckereien und Quälereien, namentlich der Neulinge, arteten nach uralter, schon beim hl. Augustinus erwähneter Sitte, zuweilen zu Mißhandlungen aus und nicht selten ließen die jungen Herrensöhne ihrem Übermute in bedenklicher Art und Weise die Zügel schießen. Als einst der anscheinend wenig beliebte Religionslehrer und Prediger an der Universitätskirche, Professor Anton Legenbauer, von der Kanzel herab das Gebaren der Schüler mit scharfen Worten rügte, erregten die Gemaßregelten durch Schneuzen, Räuspern und Trampeln so unliebsames Aufsehen, daß der Redner, um weiteres Ärgernis zu vermeide, sich genötigt sah, seinen Tadel in Elogen umzuwandeln. Einige Tage später „roulierte“ im Hörsaal ein Zettel,

² Die Entzifferung einiger chiffrierter Tagebuchnotizen ist bis jetzt nicht gelungen.

den man auch dem würdigen Präzeptor in die Hände zu spielen verstand, mit der Aufschrift „Nicht alles gehört auf die Kanzel“.

Das ständige Zusammenleben einer so übermütigen Knabenschar wirkte, wie dies allenthalben der Fall zu sein pflegt, fördernd auf den Geist der Satire. Um der ausgelassenen Kritik ein weiteres Verbreitungsfeld zu sichern, gründete man eine Wochenzeitschrift, in der Personen und Zustände rücksichtslos und nicht ohne Humor gezeißelt wurden. Vorzugsweise der magere Mittagstisch reizte zur Spottsucht. Von mehreren für diese Zeitung bestimmten Arbeiten Eichendorffs sind uns Entwürfe und Bruchstücke erhalten. Ein recht ergötzlicher dramatischer Versuch, sowie zwei kleine, an äußere Erlebnisse anknüpfende epigrammatische Dichtungen polemischen Charakters, seien hier mitgeteilt:

Gespräch zwischen einem Josephiner, seinem Magen und seinem Geldbeutel.

(Der Josephiner kommt eilig herbeigestürzt, sein Magen folgt ihm auf der Ferse nach, sein Geldbeutel aber tritt mit langsamem Schritte, trauriger Gebärde und verschränkten Armen auf.)

Der Josephiner (zu seinem Magen, der ihm eilig folgt). Hinweg, hinweg von mir, du lästiger Plagegeist! Wann wirst du endlich aufhören, meine Ruhe durch immerwährende Klagen und Bitten zu stören? Wann aufhören durch die Erinnerung an dein Elend mich zu quälen?

Der Magen (wirft sich vor ihm auf die Knie). O Herr, o Josephiner, wende jetzt, nur jetzt nicht, deine Hand von deinem treuen Diener! Sieh dort, wo der Ursuliner Heiligtum sein stolzes Haupt in heil'ges Dunkel hüllt,³ dort biege etwas rechts ab, wandre unverdrossen fort, blicke rechts und – ein Glasfenster ladet dich in ein warmes Kämmerlein, in dessen Mitte Labsal und Nahrung in gesegneter Fülle mir sprießt.⁴ O erhöre meine Bitte, schaffe mir Labsal und Erquickung. – Erhöre mich! –

Der Josephiner. Höre auf mit deinem fruchtlosen Bitten! Kann ich gebratne Kapauen aus der Erde stampfen, wächst mir ein Kalbsbraten aus der flachen Hand? Kuttelflecke und erfrorne Kartoffeln hab ich für dich, aber keinen Braten.

Der Geldbeutel (der unterdies diese Szene mit Kaltblütigkeit angesehen hatte.) Bravo, bravo. Josephiner, du handelst diesmal als ein Mann.

³ Anspielung auf das benachbarte Institut des Ursulinerinnenstiftes, bis 1811 das vornehmste und reichste Nonnenkloster der Stadt. Die „Ursulineramsellen“ beteiligten sich mit Vorliebe an den Tanzbelustigungen der Konviktschüler.

⁴ Gemeint ist wahrscheinlich das von den „Josephinern“ viel besuchte Geschäftslokal des „Traiteur Coudras“.

Der Magen (noch auf den Knien.) Sieh Unmensch, sieh, wie sich mein Wanst, auf dem man ehemals wohl einen Marsch trommeln konnte, sich in wieviel Millionen Falten er sich jetzt legt. Sieh, nur einige unzuverdauliche Kuttelflecke und mehrere zudringliche Maden schwimmen in einem Meere von halbgesottenem Wasser. Dies ist meine Nahrung! – Josephiner, kannst du mich so leiden sehn? –

Am Grabe eines trägen Langschläfers (1803)

Hier ruht Herr Dick, o weint nicht um den Mann,
Denn nach dem Tode erst, fing er zu leben an!

An die Revolutions-Ungeheuer und Emigranten Frankreichs (1804). Aus dem Französischen

Ihr, des olympischen Donners Räuber,
Die ihr der ewigen Menschheits-Rechte Altäre zertrümmert,
Tyrannen der Erde!
Zittert – denn ihr seid unsterblich.
Doch ihr, des eisernen Schicksals Opfer,
Über die einen Gottes Vaterblicke wachen,
Irrt in fremdem Gefild,
Tröstet euch – ihr seid unsterblich!

Gelegenheit zur sportlichen Betätigung wurde im Konvikt in ausreichendem Maße geboten. Schwimmen, Tanzen und Fechten gehörten zur Ausbildung der jungen Kavaliere, durch öffentliche Deklamationen und Theateraufführungen suchte man sie an unbefangenes und sicheres Auftreten zu gewöhnen. Mutwillige Streiche, wie man sie sonst nur von Studenten und als Manöverscherze junger Offiziere zu hören gewöhnt ist, wechselten mit musikalischen Darbietungen und Tanzfestlichkeiten. Den Konvikten eigentümliche Einrichtungen waren die vielfach zu Ausflügen mit Janitscharenmusik benutzten Rekrutationstage, sowie die sogenannten Konditionen, die sich in Wein-, Bier- und Punschkonditionen unterschieden, nicht selten zu wüsten Gelagen ausarteten und mit „Appellationen nach Speyer“ endeten. Von der Erlaubnis zum Besuch des städtischen Theaters wurde in ausgiebigster Weise Gebrauch gemacht. Nicht weniger als 126 Theaterbesuche vermerkt Eichendorff in seinem Promemoria, eine Rekordleistung, wenn man die Examen- und Ferienzeit, sowie die durch anderweitige Unterhaltungen in Anspruch genommenen Tage berücksichtigt. Meist handelte es sich bei diesen Aufführungen um Machwerke heute kaum noch dem Namen nach bekannter Autoren und seichte, „frivol-tändelnde“ Lustspiele von Kotzebue, dem verwöhnten Liebling einer noch

anspruchlosen Generation, doch ließ man auch die Klassiker, in erster Linie Schiller, zu Worte kommen. Da unter den Schauspielern Künstler, wie Bethmann, Unzelmann, Schröder und Opitz sich befanden, verfehlten diese Vorstellungen nicht, das Feuer der Begeisterung bei der jugendlichen Zuhörerschaft zu entfachen. Auch auf dem Konvikttheater⁵ behauptete Kotzebue die Vorherrschaft. Nach den Aufzeichnungen Eichendorffs gelangten dort zur Aufführung: „*Der Wildfang*“ (Lustsp. von Kotzebue), „*Der Fäbndrich*“ und „*Die Heirat durch das Wochenblatt*“ (Lustspiele von F. L. Schröder), „*Edelmut und Niedrigkeit*“ (Schausp. von Chr. F. Weiße), „*Wirrwarr*“ (Posse von Kotzebue), „*Die beiden Bilets*“ und „*Der Stammbaum*“ (Lustspiele von A. Wall) und „*Das Bauerngut*“ (Lustspiel von G. F. Treitschke). Bei einer dieser Schulfeiern erregte Eichendorff, der vielfach in Rollen jugendlicher Liebhaberinnen auftrat, durch sein graziöses Spiel derartigen Beifall, daß ihm die Gemahlin des späteren österreichischen Ministers, Grafen Sedlnitzky, mit Worten der Anerkennung ihren Fächer verehrte.⁶ Trotz seines Untertauchens in den Strudel eines fröhlichen Konvikttreibens fand der lebenslustige Knabe immer noch Zeit zu ausgedehnten Spaziergängen. Bei der Beschreibung dieser Ausflüge macht sich eine Steigerung des Darstellungsvermögens deutlich bemerkbar, man glaubt hier bereits den späteren Dichter mit seiner Wanderlust und seinem innigen Naturgefühl zu erkennen.

Auch „*Carmina*“ wurde zu dieser Zeit eifrig „fabriziert“!⁷ Nur selten sind dichterische Versuche aus früher Jugendzeit uns in so großer Zahl überliefert. Diese, eine frühzeitige Begabung offenbarenden Gedichte beweisen uns, daß Eichendorff als Mensch und Dichter im wesentlichen das blieb, was seine Kindheit in ihm formte. Auch für ihn gilt das Dichterwort Geibels:

„Wie Zeit und Schicksal immer uns bilden mag,
Doch waltet machtvoll überm Scheitel uns
Der Stern der Kindheit fort –“

Einige der Zeit von 1803 bis 1805 entstammende, uns nur im Entwurf erhaltene Dichtungen, in denen das Kindliche zurückzutreten beginnt und ideale, schwärmerische, bis zur höchsten Leidenschaft sich steigernde Gefühle im Vordergrund erscheinen mögen hier ihren Platz finden:

⁵ Die Aufführungen fanden im Konviktsaale auf der Schmiedebrücke statt.

⁶ Auf diese Jugenderinnerungen und die später erwähnte Schwärmerei für eine Schauspielerin des Breslauer Theaters ist wohl Eichendorffs Vorliebe für Verkleidungs- und Schauspielerszenen zurückzuführen.

⁷ Vergl. Hilda Schulhof: „*Eichendorffs Jugendgedichte aus seiner Schulzeit*“, „*Prager deutsche Studien*“. (Prag 1915, Koppe-Bellmann).

Am Grabe unsers Bruders (1803)⁸

So stehn, ach guter Knabe,
Mit naßem Blick auch wir
An deinem frühen Grabe
Und weinen Tränen dir.

Ja heiße, bange Zähnen
Verflossener Seligkeit.
Und ach – der kummerleeren
Frohen Vergangenheit.

Wo du auf grüner Weide
Dem Lämmchen gleich, oft sprangst
Und Lieder reiner Freude
Nach Kinderweise sangst.

Von jungen Maienglocken
Die du am Bache fandst
Für deine Silberlocken
Oft dir ein Kränzchen wandst.

An A. S. (1805)⁹
Mädchen, welches Glutverlangen
Seel' an Seel' und Mund an Mund
Sanft geschmiegt, dich zu umfängen,
Flammet mir im Busen auf?

Sieh, froh stimmt' mit Kindertriebe
Ich zum Frühlingslied mein Spiel;
Da tratst du hervor, und Liebe,
Liebe tönt das Saitenspiel.

Tausend junge Leben raffen
Aus der Seele Abgrund sich,
Und zum Jüngling umgeschaffen,
Fühlt der Knabe staunend sich. –

Wo nach dem Schmetterlinge,
Der sich am Halm dort wog,
Oft deines Hutes Schwinge
Mit schneller Vorsicht flog.

Und du mit Kindesdanke
Die Freudenträne dann
Entküßtest, die der Wange
Der Mutter oft entrann.

Doch ach, im Sterbekleide
Den Totenkranz im Haar.
Ruhst du jetzt, der die Freude
Und Trost der Eltern war.

Ach nichts, du guter Knabe,
Kein Laut, kein Tränenblick
Ruft dich aus deinem Grabe
Jetzt mehr zu uns zurück.

Einen Blick nur, der mit hellem
Strahl von Herz zu Herzen spricht! –
Und durch tausend Schicksalswellen
Stürz ich trunken zu dir hin.

Mit dem Tode will ich scherzen,
Ringeln mit Unmöglichkeit,
Bis ich ach, an meinem Herzen
Deines Busens Wogen fühl.

Bis an deinem Purpurmunde
Bebend meine Lippe glüht,
Und zum ew'gen heil'gen Bunde
Seel' in Seele überströmt.

⁸ Eichendorffs Bruder Gustav starb am 25. April 1803.

⁹ Das Gedicht verdankt seine Entstehung vermutlich einer flüchtigen Schwärmerei für die im Tagebuche mehrfach erwähnte Schauspielerin Amalie Schaffner.

O, dann halt ich dich umschlungen
Trotzend jeglicher Gewalt,
Bis vom Staub' emporgeschwungen
Unser Geist vereint entschwebt.

Doch hinweg, du Freudenträne,
Weg du süßer Fiebertraum,
Ach, sie liebt mich nicht, o töne
Bange Schwermut mein Gesang! –

Im Frühjahr 1805 war für die Brüder Eichendorff, die nach bestandener Abschlußprüfung noch einige Monate das Maria Magdalena-Gymnasium sowie einige akademische Vorlesungen als Hospitanten besucht hatten, das Ende ihres Breslauer Aufenthaltes herangerückt. Einige freiwillige Examina wurden noch „abgemergelt“, „hundert und einfältige Abschiedsvisiten abgelaufen.“ Bei einer am Vorabende des Abschiedstages veranstalteten solennen Punschkondition gedachte man mit Rührung der jahrelang gepflegten Freundschaft, der Blick richtete sich vorwärts in die verheißungsvolle Zukunft, er wandte sich aber auch rückschauend in die Vergangenheit mit ihren Freuden und Nöten, ihren Plagen und Tollheiten.

Meine Wege zu Eichendorff – Probleme, Erkenntnisse

Von Otto Demuth

Während eines langen Krankenlagers im Prager Hospital gelangte ich vor mehr als zwanzig Jahren zum Studium Eichendorffs. Schriften über den Dichter, dessen Werke ich dort drei bis viermal durchgearbeitet hatte, die mir auf das Rätsel von Eichendorffs Technik, dichterischer Konzeption und dichterischer Entwicklung geantwortet hätten, standen mir damals nicht zur Verfügung. Tage und selbst Nächte hindurch grübelte ich nach Formeln und Gleichnissen für des Schlesiens Kunst. Ich ahnte, daß bei Eichendorff ein allertiefstes, ganz und gar originelles Verhältnis zwischen seinem dichterischen Ich und der objektiven Außenwelt bestehe und daß der Forscher nur mit dem Rüstzeuge gründlicher philosophischer, bzw. ästhetischer Kenntnisse an die wissenschaftliche Ausdeutung dieses auf den ersten Augenblick so naiv erscheinenden Dichters schreiten könne. Nadlers Arbeit, die bald darauf in den „*Prager Deutschen Studien*“ erschien, bestätigte meine Vermutungen, brachte mich aber auch in eine große Verlegenheit. Ich hatte den Dichter unsagbar liebgewonnen, war tief in ihn eingedrungen und sollte nun von ihm Abschied nehmen, weil mir ein anderer Eichendorffverehrer zuvorgekommen war? Es war für mich eine glückliche Stunde, als ich den Vorsatz faßte, meinem Streben treu zu bleiben, mit einer Arbeit eigenen Schürfens neben Nadler zu treten und, ohne die Rücksicht auf die Gesamtwirkung des Dichters aus dem Auge zu lassen, Nadlers Standardwerk durch eine Studie über das Lustspielschaffen des Dichters zu ergänzen.

Aus dem Spital entlassen, sammelte ich eifrigst die Belege dafür, wie sehr um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts von allen ernst zu nehmenden deutschen Dichtern um ein neues, poesieerfülltes Lustspielideal gekämpft wurde. Die Prüfung aller diesbezüglichen Äußerungen, der Leistungen, der Selbstkritiken enttäuschter Romantiker (Brentano, Ponce de Leon), ferner die Feststellung einer ganz außergewöhnlichen Zähigkeit dem Lustspielproblem gegenüber allen Mißerfolgen zum Trotz rückten mir die Frage nach dem Lustspiel in unmittelbare Nachbarschaft der Frage nach dem romantischen Realismus. Das Material, das meine Zettelkasten alsbald füllte, illustrierte mir aufs deutlichste, wie sich gerade die theoretischen Führer der Romantik Adam Müller, August

Wilhelm und Friedrich Schlegel durch das leidenschaftliche Studium des Problems der Möglichkeit eines bühnenmäßigen und doch romantischen Lustspiels der Notwendigkeit eines romantischen Realismus bewußt wurden. Dies Material zeigte mir aber auch, wie das Interesse der Schlegel am Lustspiel und am romantischen Realismus eine Kluft zwischen ihnen und Tieck aufriß und daß sie wohl einem jungen unverbrauchten Dichter, dessen Entwicklung und Fortschritte ihnen den Gedanken nahe legen mochten, dieser trage den neuen Realismus in sich, entgegenjubeln würden wie ein Johannes dem Erlöser.

Wie wenn etwa Friedrich erfasst hätte, daß ein junges Talent schon unter den Dichtern der blauen Blume wirkte und, ermutigt durch die Muster der Lieder des Wunderhorns, schon im Begriff war, der Art Ludwig Tiecks zu entsagen? Wie wenn dem Vielbelesenen ein Zufall etwa im Jahre 1809 Eichendorffgedichte in die Hand gespielt hätte, an denen der Meister den Dichter erkannt hätte, der durch das virtuose Hineintastenkönnen seines Ichs in die Natur das Ideal des romantischen Realismus in greifbare Nähe rückte? Ein sicheres Gefühl sagte mir, ich müsse, was bis dahin noch nicht geschehen war, mit Rücksicht darauf, daß Eichendorff Lustspieldichter war und bis ins Alter für diese Gattung schwärmte, den Dichterrealisten Eichendorff neben den Verkünder des Realismus und den Propagator des realistischen romantischen Lustspiels Friedrich Schlegel stellen. Ich erhoffte mir daraus eine Erhärtung der Nadlerschen Resultate und eine vollendete Einsicht in die Genesis von Eichendorffs „*Freier*“, bzw. eine haltbare Feststellung des Verhältnisses dieses Lustspiels zu dem Fragment „*Wider Willen*“.

Aber fiel denn die leidenschaftliche Bewegung um das Lustspiel, deren Seele Friedrich Schlegel war, nicht vorzugsweise in das erste Jahrzehnt des Jahrhunderts und galten in der Literaturgeschichte die „*Freier*“ nicht als Werk des Jahres 1833 und „*Wider Willen*“ gar als Arbeitsfrucht des Jahres 1836? Ich wagte es, der angedeuteten Gruppierung nachzugehen, die Bedeutung des Wiener Aufenthaltes für Eichendorff in das rechte Licht zu setzen, wo Eichendorff seinen Meister fand, gleichzeitig aber auch schon erkennen ließ, er werde diesen durch die dichterische „Tat“ wenn auch nicht so schnell, wie er vielleicht erwartet hatte, übertreffen.

Im berühmten Gedichte „*Abschied*“, das Eichendorff anlässlich seines Scheidens von Lubowitz im Frühherbste 1810 geschrieben hat, fällt jedem Leser die Stelle auf: „Und durch mein ganzes Wesen ward's unaussprechlich klar“. Diese Stelle weist auf die unendliche Geistesreife des Zweiundzwanzigjährigen, auf den kritischen Sinn und die Bereitschaft, geklärten Geist noch klarer zu machen und in der Erkenntnis des Schönen

noch weiter fortzuschreiten, wenn sich die Gelegenheit bietet. Als junger Dichter, der sich in einer positiven Entwicklung befand, der mit herzlichen Gefühlen allerdings mehr unbewußt als bewußt bereits dem Sosein der Dinge und Menschen entgegentrat, als ein Jüngling mit wachem ästhetischem Gewissen war Eichendorff im Herbst des Jahres 1810 nach Wien, in die süddeutsche Hauptstadt, gekommen. Auch für ihn, wenn man sich den jungen Dichter so recht auf dem Wege vorstellt, den er nach Nadler bisher zurückgelegt hatte, mußte Friedrich, der in Wien eben die amtliche Laufbahn mit der literarischen vertauscht hatte, einen ungeheueren Anziehungspunkt bilden, wenn die persönliche Fremdheit einmal überwunden war. Wenn irgend ein Weggenosse ihn verstehen konnte, so war es mit Rücksicht auf den Weg, auf dem sich um diese Zeit Eichendorff dichterisch bereits befand, Friedrich. Nur er konnte ihn endgültig von Tieck loslösen und den Prozeß beschleunigen, der ihn zu der ihm eigenen Kunst der nachfolgenden Jahre führte, einer Kunst, welche einerseits als realistische Welt und Mensch berücksichtigte, im dichterischen Akt den Kräften des Verstandes angemessenen Anteil ließ, andererseits als romantische von universeller Tendenz war und auch der Phantasie eine entsprechende Entfaltung verhielt, einer Kunst endlich, von deren Eigenart es zu erwarten war, daß ihr Träger imstande sein werde, alle Gattungen mit Einschluß des Dramas und Lustspiels zu bewältigen.

Man muß sich wundern, wie rasch Eichendorff in Wien in das erwartete enge Verhältnis zu Friedrich Schlegel, vor dessen „Steifigkeit“ ihn Loeben in einem Briefe vom 21. März 1811 gewarnt hatte, gelangte. Der um 16 Jahre jüngere Student ist nicht nur Zeuge der Schlegel'schen Vorlesungen über Literatur; er empfängt alsbald auch die Ankündigung von Schlegels Organ der „geläuterten“ romantischen Richtung, die Ankündigung der wichtigen und doch so wenig beachteten Zeitschrift „*Deutsches Museum*“. Dazu kommt noch, daß laut „*Tagebuchnotizen*“ Eichendorff täglicher Gast im Hause Schlegels war, daß er ihn aus den Vorlesungen nach Hause begleitete, Spaziergänge mit ihm machte und daß in den Abendgesellschaften, auf die so manche Stelle im Roman „*Abnung und Gegenwart*“ kräftig Bezug nimmt, und auf Ausflügen mit dem vertraut gewordenen Lehrer und Freund über die brennenden Probleme der Romantik und ästhetische Möglichkeiten gesprochen wurde. Das Material, das sich mir aus der Erforschung des Verhältnisses Friedrichs zu Eichendorff ergab,* gestattet den Schluß, daß Eichendorff in Bezug auf Kunstziele erst in Wien eine programmatische Einstellung gewann und daraufhin bewußt mit Loeben und Tieck brach. In dieser Fest-

[Abbildungen: Eichendorffdenkmal in Neisse im Hintergrund das Sterbehau.

Eichendorffstein in Sednitz im Kuhländchen – Eichendorffdenkmal in Rauden in Oberschlesien.]

* Vgl. Dr. Otto Demuth, *Das Romantische Lustspiel*, Prager, *Deutsche Studien*, Heft XX, Verlag Bellmann (vergriffen).

stellung erschien mir eine wichtige Ergänzung zu Nadlers Arbeit gegeben, der die Bedeutung des Aufenthaltes unseres Dichters in Wien kaum gestreift hatte.

Aus dem aber, was in „Wien“ über Tieck und Loeben und den älteren Stil der Romantik überhaupt gesprochen wurde, folgen auch „Fingerzeige“ darüber, warum Eichendorff noch „weitere eineinhalb Jahrzehnte“ braucht, bevor er, obwohl sich seit seinem Wiener Aufenthalte seine künstlerischen Maßstäbe nicht mehr wesentlich ändern, die Vollblüte seiner Darstellung erreicht und die Fähigkeit entfaltet, in allen Gattungen die herb-schöne Außenwelt des deutschen Nordens und Ostens – wirkungssatt und doch wieder musikalisch – zur Verkörperung des Auf und Ab seiner Gedanken- und Gefühlswelt zu erheben. Nadlers Arbeit konstatiert mit Recht die großen Fortschritte, die sich in Eichendorffs Dichten 1813 bemerkbar machen, wie der Dichter um diese Zeit, ohne daß Nadler das Wort gebraucht, zu einer realistischen Darstellung gelangt, sie weist aber auch auf das Ausbleiben der steigenden Kurve im Verlauf der folgenden Jahre hin. Ich setzte mich auch mit dieser Frage auseinander. Während Nadler an die „Lebensverhältnisse des Dichters“ denkt und diese zur Erklärung enttäuschter Erwartungen heranzieht, bemühte ich mich, dieses Ausbleiben aus der für den Dichter nicht ganz neuen, aber geklärten neuen Konzeption der romantischen Dichtung überhaupt und unter anderem auch aus dem Mißerfolge seines vor der Zeit (1816) niedergeschriebenen „Lustspielentwurfes“ „*Wider Willen*“ zu erklären. Ich erörterte, was Eichendorff für die Ausreifung seiner realistisch-romantischen Kunst brauchte: die Übung im Umgange mit seinen Motiven, die Übung im Sinne des ästhetischen Begriffes, wie er ihm wiederum von Friedrich Schlegel in jenen Gesprächen vermittelt wurde. In den Gesprächen über Tieck wurde der „Vater“ der Romantik von Friedrich nicht nur lediglich verurteilt. Schlegel fuhr auch als Vertreter der geläuterten Richtung fort, ihn als „Wiedererwecker der Phantasie in Deutschland“ zu loben. Er lehnte ihn aber doch ab, weil er von seinem neuen, vom Lustspielproblem aus gewonnenen Standpunkt nunmehr die „Verirrungen der Phantasie repräsentiere“. Nach den neuen Auffassungen Friedrichs ist für ein erfolgreiches Dichten – wie sehr nähert sich da der Berater Eichendorffs dem Schönheitsbegriff der Klassik! – die ruhende und doch von Leben erfüllte Polarität zwischen den kontrollierenden Kräften des ordnenden Verstandes und der Phantasie notwendig. Je schwieriger die Gattung, je größer und umfangreicher der dichterische Vorwurf, je komplizierter die Außenwelt, umso schwerer die Aufrechterhaltung und Erreichung jenes Polaritätsverhältnisses. Die Schwierigkeit des Lustspiels beruhe auf dieser Polarität, desgleichen im Antrieb, sich in dieser technisch höchsten Gattung der geläuterten Romantik vor der erworbenen Reife zu versuchen. Ein Brief,

den Loeben am 3. November 1812 an Eichendorff nach Wien schickt, beleuchtet blitzartig den Komplex der neuen Einwirkungen Schlegels. „Des erinnerst Du Dich aus dem Duft unseres Lebens. Schreibe nicht, dass dieser Duft zerreißen solle oder müßte. Das ist eben die Erbsünde in uns, daß wir an eine solche Notwendigkeit glauben und gegen das beschwichtigende Raisonement nicht mit unserer natürlichen Inbrunst stemmen...“ „Wer hat uns denn die Poesie zurückgegeben in Zerbino, Oktavian, Genoveva als er!“ Man kann sich angesichts der Leidenschaft der Antwort auf den Brief Eichendorffs vorstellen, wie energisch der Schlesier sich gegen Tieck und das „Fehlen des Raisonement“ in dessen Dramen ausgesprochen hat. Schade, daß die Briefe Eichendorffs an Loeben aus dieser Zeit nicht vorliegen; sie würden noch mehr Licht auf die entscheidendste Epoche seines Dichterlebens werfen.

Ein Anfänger in der Dichtung nimmt nach Nadler gangbare Formen an, mag auch das vorhandene Talent auf eine Richtung weisen, der jene Formen nicht entsprechen. Der eben sehend gewordene Dichter – Eichendorffs Wiener Tagebuch gebraucht einmal von Loeben das Schlegel'sche Wort, man müßte auch diesem Dichter den poetischen Wurm stechen – sieht leidenschaftlich das Ziel einer Richtung. Im Hinblick darauf wird in Wien unter dem Einfluß Schlegels auch das Verhältnis Eichendorffs zum Drama bzw. Lustspiel ein so leidenschaftliches. Die Schlegel selbst verspürten ja einen „Heißhunger“ nach der Gattung; kein Wunder, daß mit Eichendorffs Freude an der ihm gemäßen neuen Dichtung das Interesse an der so problematischen Gattung verflochten war. Die Vorstadttheater Wiens boten eine Fülle von Stücken, die in starker Beziehung zu den Idealen waren, die Friedrich seit seinen Pariser Studien im Kopfe trug. In den Abenddebatten in Schlegels Hause werden manche von ihnen „ächte“ Produkte genannt. Es ist kein Zweifel, daß „in den langen Debatten über Dramen“ auch auf Shakespeare zurückgekommen wurde, zumal Schlegel um dieselbe Zeit im Hinblick auf das Wiener Publikum im „Museum“ schreibt, daß Shakespeare noch immer die „allgemeine Grundlage eines besseren deutschen Kunstgefühls“ sei. Was aber galt ihm im Banne der Idee einer realistischen Romantik und eines dieser Romantik entsprechenden Dramas (Lustspiels) als „ächt“? In der Technik sowohl der Shakespearekomödien als auch der Wiener Vorstadtspiele eines Klemm und Perinet usw. die nachweisbare Polarität zwischen Phantasie und Raisonement, in der Konzeption die Durchdringung von Lyrik und Epik, woraus sich die Folgerung ergibt, daß es für den Dramatiker „fruchtlos sei, fremde Formen nachzuahmen“ (Museum I, 192), in Beziehung zur herangezogenen Außenwelt der Eindruck „objektiver Bestimmtheit, Reichtum an Charakteren und Reichtum an Handlung.“

Die Shakespearische Mittelpunktidée, Schlegeln schon in der Athenäumszeit geläufig, (I. 2. Stück), wonach sich im Stück „nicht nur alle um einen bewegen, sondern alle zugleich Zweck und Mittel seien“ und der Hinweis auf des Briten Normallustspiel „*Was ihr wollt*“ (von August Wilhelm so genannt) wird sicher bei jenen Debatten von Bedeutung gewesen sein, aber auch die Antwort auf das große Problem, wann eigentlich der durch sein Talent berufene und für die Doktrin des romantischen Realismus gewonnene Dichter, in dessen Dichtung immerhin erst Ansätze des neuen Stils vorhanden waren, mit dem Komponieren von Dramen und Lustspielen als den formell schwierigsten Gattungen beginnen solle. Welche ist nun die Antwort, welche der erfahrene Ästhet der jungen Dichtergeneration im Interesse des Gedeihens der jungen Richtung geben konnte und aus ästhetischem Gewissen dem jungen Freunde geben mußte? Er riet Eichendorff, durch „Übung im Dichten“ zu zunehmend realistischen Wirkungen zu gelangen und an die Bewältigung der dramatischen, beziehungsweise lustspieligen Form erst in dem Augenblick zu schreiten, wo es ihm die Erfolge und Fortschritte in den leichteren Gattungen gestatten. In Bezug auf das Wort von dem „Üben im Dichten“, das sich auf die Erreichung sowohl des realistischen Charakters der Dichtung als auch auf das richtige Verhältnis von Phantasie und ordnenden Verstand in der Technik bezieht, erblickte ich wiederum eine wichtige Ergänzung zu Nadlers Ergebnissen und eine neue Lösung des Problems, warum erst seit Mitte der Zwanziger Jahre von einer erlangten Reife in den dichterischen Arbeiten Eichendorffs zu sprechen ist. Meine These, daß „*Wider Willen*“ unmittelbar nach Beendigung der Freiheitskriege entstanden ist, jenes Lustspiel, das Castelle über die *Freier* stellt, widerspricht der Einflußnahme Friedrichs nicht. Ich habe oben erklärt, wieso sich der Dichter zum Lustspiel so hingezogen fühlen mußte und wieso es ihn reizte, seine Kräfte an der schwierigsten Dichtungsart zu erproben. Ich habe ausführlich in meiner Lustspieldissertation dargelegt, inwiefern das an sich liebenswürdige Fragment den *Freiern* so unendlich nachsteht. Es bedeutet einen Triumph der Einsicht Eichendorffs, wenn er die Entwicklungslinie vorzog, die ihm der eigene Genius und der Freund vorschrieb, und wenn er nach den Anweisungen und Lehren Schlegels sein Lustspiel erst in den dreißiger Jahren hervorholte und unter dem Titel „*Die Freier*“ beendigte und erst jetzt veröffentlichte. So lag es in der Linie seiner Entwicklung, so verlangte es die Doktrin Schlegels, in deren Bann er in Wien gekommen war. – Wer Eichendorffsworte hören will, die uns den Beweis liefern, daß des Dichters Meinungen über das „ideale Lustspiel“ wirklich auf Schlegel zurückgehen, der lese in „*Ahnung und Gegenwart*“ die Stelle (*Werke*, 1864, 162), wo „Graf Friedrich“ der

kritisierenden Tante das Bild eines Ideallustspiels beschreibt. Wer Eichendorffs bewußte Einstellung zum romantischen Realismus unter Schlegels Führung nachprüfen will und den übernommenen Glauben an die Formel von der dichterischen Übung, wonach vollendete Lustspiele, Lieder und Novellen erst später zu erwarten sind, der übersehe nicht folgende Stelle aus dem in Wien zur Vollendung gediehenen Roman: „Die Poesie liegt in einer fortwährenden, begeisternden Anschauung und Betrachtung der Welt und der menschlichen Dinge; sie liegt ebensowohl in der Gesinnung wie in den lieblichen Talenten, die erst durch die Art ihres Gebrauches groß werden.“

Joseph von Eichendorff und seine Beziehungen zur Ostmark

Von Carl Lange

Dem Aufruf der Monatszeitschrift für Heimat und Kultur „*Der Oberschlesier*“ (Herausgeber Karl Sczodrok) unterschreibe ich von ganzem Herzen. Die Eichendorffveröffentlichungen fanden immer viel Freunde im Osten. Danzig wurde dem schlesischen Dichter eine zweite Heimat. Gefühle tiefen Dankes empfindet der Ostmärker für das Walten und Wirken des romantischen Dichters, der mit Wort und Tat das geistige Leben des Ostens befruchtete. Durch Eichendorffs berühmte Schrift über die Marienburg wurde die Teilnahme am Hochmeisterschloß, das zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine unwürdige Verwendung fand, erweckt und belebt. Oberpräsident von Schön und sein Freund Eichendorff beeinflussten stark den Wiederaufbaugedanken.

Wie sich die beiden zu gleicher Zeit begründeten Zeitschriften – „*Oberschlesier*“ und „*Ost-deutsche Monatshefte*“ – in vielfacher Hinsicht berühren und ergänzen, so ist es bei Eichendorff in seinen Beziehungen zum Osten und zu Schlesien der Fall. Der Dichter verlebte in seiner geliebten Heimat Schlesien und in Danzig sowie in Königsberg unvergeßlich schöne Jahre. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Zeitschriften kamen dadurch zum Ausdruck, daß die in Oberschlesien gegebenen Anregungen zur Begründung und Sammlung einer Eichendorffstiftung freudig aufgenommen wurden und Widerhall finden im Sinne der Geleitworte des Eichendorffheftes: „*Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!*“

Um aber dem Schlesier den Beweis enger Verknüpfungen Joseph von Eichendorffs mit den Städten Danzig, Königsberg und Marienburg zu geben, spreche ich von des Dichters engen Beziehungen zum Osten. Wir kennen schon aus Schulbüchern das schöne, kennzeichnende Danziggedicht:

„Dunkle Giebel, hohe Fenster,
Türme tief aus Nebeln sehn.
Bleiche Statuen wie Gespenster
lautlos an den Türen stehn.

Träumerisch der Mond drauf scheint,
dem die Stadt gar wohl gefällt,

als läg' zauberhaft versteinet
drunten eine Märchenwelt.

Ringsum durch das tiefe Lauschen
über alle Häuser weit,
nur des Meeres fernes Rauchen –
wunderbare Einsamkeit!

Und der Türmer wie vor Jahren
singt sein uraltes Lied:

„Wolle Gott den Schiffer wahren,
der bei Nacht vorüberzieht!“

Noch immer gelten die fein empfundenen Worte des uns vertrauten und lieb gewordenen Danziggedichtes. Sie versetzen uns in den Zauber, den die alte Hansastadt auf jedes empfängliche Gemüt ausübt. Wenn auch unsere rastlose Gegenwart dem Menschen wenig Zeit zu stillen Betrachtungen und zu tieferem Versenken läßt, so mahnt uns ein volkstümlich und lieb gewordener Dichter wie Eichendorff an die Fülle von Schönheiten und Anregungen, die uns die Natur schenkt. So fern wir im sogenannten technischen Zeitalter jeder Romantik stehen, so merkwürdig uns heute Briefe aus jener Zeit oft anmuten, – wird nicht doch oft eine Sehnsucht nach jenem stilleren Leben der Verinnerlichung, der Liebe und Freundschaft, das tiefen Schmerz, aber auch tiefe Beglückung gab, in uns wach? –

Es soll hier nicht meine Aufgabe sein, biographische Erläuterungen zu geben, – wir wollen wissen, was der Dichter Joseph von Eichendorff unserem Osten dankt und was der Osten ihm zu danken hat. Als der Regierungsassessor Baron v. Eichendorff im Alter von 33 Jahren nach einjährigem Aufenthalt in Berlin im Dezember 1820 seine Berufung nach Danzig erhielt, war ihm diese Versetzung in den schon damals wenig beliebten „öden“ Osten keine Freude. Aber es ging ihm wie so vielen, die aus der Ferne kommen. Mit jedem Jahr fühlte er sich der Landschaft und den Menschen enger verbunden. Eichendorff fand im Osten viel Verwandtes mit seiner schönen Heimat Schlesien; Erinnerungen an eine helle und glückliche Kindheit in Schloß Lubowitz bei Ratibor, an das väterliche Jagdschloß Summin, an das Jugendparadies der 1811 durch Feuer zerstörten Burg Tost, an die Schülerzeit in Breslau, an die innige Freundschaft mit seinem Bruder Wilhelm tauchen in Gedichten und Aufzeichnungen häufig auf.

Nicht zuletzt war es der wachsende Wirkungskreis, die Freundschaft mit bedeutenden Persönlichkeiten, große Schaffensfreude, die Eichendorff immer mehr mit Danzig innerlich in Verbindung brachte. Der Regierungsassessor Baron v. Eichendorff wurde nach kurzer Zeit durch eine Eingabe des ihm nahestehenden und später mit ihm eng befreundeten Theodor v. Schön an den Minister Altenstein gemäß einer Königlichen Kabinettsorder mit der kommissarischen Verwaltung der Geschäfte eines katholischen Konsistorial- und Schulrats beim Oberpräsidium, sowie bei den Regierungen zu Danzig und Marienwerder beauftragt, um bei der Bearbeitung der katholischen Kirchen- und Schulangelegenheiten mitzuwirken. Eichendorff wohnte in der Hauptverkehrsstraße Danzigs, Langgasse 53, jetzt Nr. 78; hier hat er wohl den Blick auf die Giebel

und Türme des vielfach verworrenen Gedränges der Dächergruppen erlebt, deren Bild ihm noch später vor Augen stand und ihm u. a. das schon erwähnte Danziggedicht schenkte.

Im Sommer wohnte der Dichter im Landhaus Silberhammer bei Langfuhr, das ihm und seiner Familie fernab der Stadt ein lieber Aufenthalt wurde. Graf Fabian zu Dohna hatte ihm Silberhammer zur Verfügung gestellt. Dort vollendete Eichendorff einige seiner bedeutendsten Werke. Der für alle Schönheiten empfängliche Dichter hatte starke Eindrücke von der gesegneten Landschaft Danzigs. Die Seebilder an der Danziger Bucht, die Höhen und Berge bei Oliva und Zoppot, das alte Stadtbild Danzigs waren ein ständiger Quell neuer Anregungen, die in seinen Gedichten, Novellen und Aufzeichnungen aus jener Zeit widerklingen.

Vor mehr als hundert Jahren sehen wir den Dichter durch die Olivaer und Zoppoter Wälder wandern, sehen ihn beim Fürstbischof von Ermland, dem Prinzen Joseph von Hohenzollern, der mit dem ihm wesensverwandten Dichter freundschaftlichen Verkehr unterhielt. Eichendorff besuchte den Bischof häufig in seiner Abtei. Er hatte immer wieder große Freude an dem herrlichen Olivaer Park. Liebe zur Natur war schon in die Seele des Knaben gelegt.

Ein reiches Erleben lag hinter dem Dichter, als er in den Osten „verschlagen“ wurde. In Danzig sammelte sich ein Kreis geistig hochstehender Menschen um Eichendorff, so daß er bei befriedigender Berufsarbeit, die ihm die Freundschaft mit dem späteren Minister Heinrich Theodor v. Schön schenkte, in Danzig bald eine zweite Heimat fand, die er dann nur recht schweren Herzens verließ. Der sich seit dem Jahre 1821 immer inniger gestaltende Verkehr mit dem damaligen Oberpräsidenten v. Schön, der erst Staatsrat in Königsberg, dann Regierungspräsident in Gumbinnen war, verband zwei grundverschiedene Naturen bis in das hohe Lebensalter hinein in herzlicher Freundschaft. Schön sah in Eichendorff nicht nur den Dichter, sondern neben dem tüchtigen Beamten auch den vornehmen Menschen. Der Briefwechsel zeigt die gegenseitige Zuneigung. Oft erkundigt sich Schön nach den dichterischen Arbeiten Eichendorffs, und der Briefwechsel enthüllt klar und deutlich den Charakter der beiden Freunde.

Ein Zeichen dieser Freundschaft ist das schon erwähnte Werk Eichendorffs über die „Wiederherstellung der Marienburg“. Schön hält es für eine seiner wichtigsten Aufgaben, zur Erneuerung der Marienburg – sachlich und geistig – beizutragen. Ein Gedenkstein in der Marienburg erinnert daran. So kam es zum Auftrag für Eichendorff. Wie wertvoll diese Schrift Eichendorffs als Mahnruf für unsere östliche Heimat war, können heute nur noch Wenige ermessen. Eichendorff schildert die Bedeutung der

Marienburg für die Zukunft Deutschlands; sein Buch ist die stärkste Werbung für den Wiederaufbau in jener Zeit, sein Ruf rüttelte die Geister auf und erreichte auch, die verantwortlichen Stellen an ihre Pflichten für die Marienburg zu erinnern. Wir sehen oft fälschlich in dem Dichter Eichendorff nur den Lyriker. Zwar hat sich Eichendorff mit der Begeisterung eines Dichters über die Marienburg in die Ordenszeit vertieft, aber wissenschaftliche Gründlichkeit nach archivarischen Studien 1843 und tiefe Anteilnahme erheben diese Schrift zu einem noch heute bedeutsamen wichtigen Quellenwerk für jeden, der sich mit der Marienburg eingehender beschäftigt.

Zunächst war die Arbeit ein wenig trocken und sachlich, dann aber kam bald innere Freude und bei der Vertiefung in die Ordensgeschichte starkes inneres Erlebnis. Die Denkschrift gibt ein anschauliches Bild des stolzen Kulturdenkmals, erfüllt Remter und Hallen mit neuem Leben und bietet uns einen vortrefflichen Einblick in die straffe Zucht und das Wesen des Ordensstaates. Der Dichter wurde wegen seiner Verdienste um die Wiederherstellung der Marienburg durch ein Burgfenster mit seinem Namen und seinem Wappen geehrt.

Zweifellos gehört Eichendorff zu den volkstümlichsten deutschen Dichtern. Und das mit Recht! Die Größe und Tiefe von Eichendorffs Persönlichkeit kommt aber nicht nur in seinen Gedichten, sondern auch in seinen wenig gelesenen literarischen, historischen und politischen Schriften zum Ausdruck. Auch zu seiner Zeit hatte die Ordens- und Hansestadt Danzig schwer unter den Folgen des Krieges zu leiden. Vieles aus seinen politischen Schriften hat für unsere Gegenwart besondere Bedeutung. Eichendorff sagt: „Und das ist das schlimmste, wenngleich unvermeidliche Stadium solcher Übergangsperioden, wo das Volk nicht weiß, was es will, weil es weder für die Vergangenheit, die ihm genommen, noch für die Zukunft, die noch nicht fertig, ein Herz hat. Denn das Volks lebt weder von Brot noch von Begriffen allein, sondern recht in seinem innersten Wesen von Ideen.“

Besondere Teilnahme finden bei uns die in Danzig und im Landhaus Silberhammer entstandenen Dichtungen. Hier auf dem alten Mühlengrundstück unter den mächtigen Bäumen des schönen Parkes, im Schutze eines Hügels – heute ist Silberhammer eine staatliche Fürsorgeanstalt – mit weitem freiem Blick zu den Türmen der Stadt hinüber, zum Meer und der geschwungenen Linie der Danziger Bucht war recht die Stimmung für den Dichter, sich in eine Traumwelt zu versetzen, wie sie uns in seiner berühmten Novelle: „*Aus dem Leben eines Taugenichts*“ gegeben ist. In Silberhammer wurde das bekannte Buch vollendet. Es ist dem Dichter gelungen, eine volkstümliche Gestalt ersten Ranges zu schaffen. Der lustige Musikant, der die Welt durchwandert

und ein Lied fiedelt, ist ein gern gesehener Gast, ein freudig begrüßter „*Hans im Glück*“. Sorglosigkeit ist Lebensgesetz. Der Romantiker ist ein wandernder Geselle, der alle Länder durchreist ohne bestimmtes Ziel aus Freude am Leben, am Wandern und Singen, aus Lust an Abwechslung und Abenteuern. Wunderbares, Rätselhaftes steht im Vordergrund. Das Unerklärliche, Mystische im Menschen wird unterstrichen. Ähnliche Motive wiederholen sich in Eichendorffs Werken.

Es wird uns klar, daß Eichendorff als Beamter oft unter dem notwendigen Zwang seines Berufs gelitten hat, denn er liebte das freie umherschweifen, das tiefe Versenken in Gott und die weite Natur, jene Losgelöstheit und Ungebundenheit, die zu den romantischen Erlebnissen des Taugenichts führen. Viele Gedichte sind in Danzig entstanden. Später geschaffene Dichtungen zeugen von der liebevollen Erinnerung an die Danziger Landschaft. Das in Breslau 1822 begonnenen Märchen „*Krieg den Philistern*“, das 1824 in Berlin erschien, ist in Silberhammer bearbeitet und zeigt den frisch-fröhlichen Kampfesgeist, den geistreichen Satiriker, der gegen Enge und Philisterei streitet.

In der Danziger Zeit gewann Eichendorff noch die Freundschaft mit dem Pfarrer Theodor Kniewel, der viele seiner Lieder vertont hat, die auch heute noch gesungen werden. Kniewel war 1825 Diakonus an der Marienkirche, 1831 Archidiakonus, 1836 Professor am Gymnasium. Er war der Begründer der Danziger Liedertafel. Der Danziger Liedertafel, der Eichendorff manche Anregung verdankt, widmete der Dichter seine *Tafellieder*. Eins davon „*Zum Abschied*“ ist 1825 bei der Übersiedlung nach Königsberg entstanden. Durch eine Stiftung der in Danzig lebenden Schlesier ist das Haus in der Brotbänkengasse Nr. 45, in dem der Dichter längere Zeit lebte, mit einer Gedenktafel versehen worden.

Seinem Freunde, dem Oberpräsidenten v. Schön, der den Verwaltungssitz der beiden Provinzen Ost- und Westpreußen nach Königsberg verlegte, folgte Eichendorff 1824 als Oberpräsidialrat und Mitglied der ostpreußischen Regierung nach Königsberg. Bei seinem fast siebenjährigen Aufenthalt widmete er sich vor allem kulturellen Aufgaben. Vielfach beschäftigte er sich mit den Danziger Erlebnissen, die ihn zur Dichtung seines zweiten Trauerspiels „*Der letzte Held von Marienburg*“ führten. Am 27. Februar 1831 fand im Stadttheater zu Königsberg i. Pr. die erste Aufführung statt. Die Darstellung ließ zu wünschen übrig. Eine spätere Aufführung in Breslau ergab das gleiche Bild. Die Uraufführung des Lustspiels „*Die Freier*“ erfolgte am 2. Dezember 1849 im Theater der Ressource zu Grauden. Der Münchener Dramaturg Dr. Otto Zoff brachte die „*Freier*“ in Bad Godesberg am Rhein und im Frankfurter Schauspielhaus am 11. und 13. Januar 1923 zu aufsehenerregendem Erfolg. Eine Reihe

anderer Städte folgte. Eichendorffs Lustspiel „*Wider Willen*“ wurde am 11. Februar 1928 auf der Schauspielbühne in Bad Godesberg gegeben, bearbeitet von Dr. Walter Kordt, der auch das ergötzliche Puppenspiel „ “ auf der gleichen Bühne am 13. März 1929 zum Erfolg führte. Die Bearbeitung kürzt die Werke, deren Mängel der Menschengestaltung dadurch vielfach behoben werden. Das Lustspiel „*Die Freier*“ ist im vergangenen Jahr in München und in anderen Orten mit großem Erfolge aufgeführt worden. Die Darstellungen sind eine literarische Ehrung des letzten Ritters der Romantik.

Mitten hineingestellt in eine gärende, unruhige, wankende Zeit ist Eichendorff den Idealen seiner Jugend treu geblieben – wir sehen eine gradlinige künstlerische und menschliche Entwicklung, sein Dichten folgt inneren Gesetzen, – der Dichter ist ein Deutscher, schlicht und einfach, vornehm in der Gesinnung, religiös und trotz alles Schwärmens beseelt von einer tatkräftigen Lebensfähigkeit, die ihn in allen Lebenslagen begleitet. Interessant ist Eichendorffs Definition über den Begriff der Romantik in seiner „*Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*“: „Romantik ist das tiefe Gefühl der Wehmut über die Unzulänglichkeit und Vergänglichkeit der irdischen Schönheit“. Dies Gefühl, verbunden mit einer heiteren Schwärmerei und einer innigen Religiosität, ist trotz allem häufig bemerkbaren Übermuts für den Dichter und Menschen Eichendorff kennzeichnend.

Bis zu seinem Tode am 26. November 1857 in Neisse hat Eichendorff die Danziger und Königsberger Jahre niemals vergessen. Sein zweimaliger Danziger Aufenthalt in den Jahren 1821 bis 1824 und 1843 bis 1847 gehörte zu den schönsten Erinnerungen seines reichen Lebens. Immer wieder ruft uns der Dichter zu, daß nichts die Seele des Menschen mehr beglückt als die göttliche Natur. Wenn wir lernen, die Welt mit seinen Augen zu sehen, so wird uns eine Fülle von Schönheit und innerer Bereicherung gegeben, wie es in seinem Gedicht „*Tagenichts*“ heißt:

„Es steht ein Berg in Feuer,
in feurigem Morgenbrand,
und auf des Berges Spitze
ein Tannenbaum überm Land.

Und auf dem höchsten Wipfel
steh ich und schau vom Baum,
o Welt, du schöne Welt, du
man sieht dich vor Blüten kaum!“

Eichendorff und der Westen

Von Adolf Dyroff

Unsere volkstümlichsten Dichter – Goethe mit eingeschlossen – haben die Weihe der Volkstümlichkeit im Westen empfangen. Was wäre Goethe ohne Straßburg, Schiller ohne Mannheim, wären Geibel und Hoffmann von Fallersleben ohne Bonn? Ist nicht Heine formgeistig ein Sohn Düsseldorfs und Bonns? Und für Eichendorff war Heidelberg und alles, was um Heidelberg war, entscheidend.

An Eichendorff läßt sich die Weise der westlich bedingten Formung am besten aufweisen. Der Schlesier neigt, soweit nicht, wie bei Paul Keller, besondere Teilursachen nach ander Seiten ziehen (sollte nicht bei Keller auch fränkische Abstammung stärker mitspielen als bei anderen Schlesiern?), mehr zu stolzer, erhabener, vornehmer Dichtung. Der „Schwulst“ der schlesischen Dichterschule war nur eine Übertreibung der Wesensart schlesischer Geisteshaltung. Angelus Silesius lebt und webt in den himmlischen Sphären der Mystik. Alles an Gerhart Hauptmann ist trotz all seinem heißen Bemühen um Naturtreue fast hochmütig, getragen und Karl Hauptmann greift zum Abstrakten, Hochphilosophischen. Wie konnte man Gerhart 1913 und 1932 antragen, volkstümliche deutsche Dichtungen zu schaffen? Karl von Holtei, der Vielgewanderte und Vielumgeworfene, ist kein Gegenbeispiel, und wieviel von ihm blieb volkstümlich? Man dürfte also wohl versuchen, abzuleiten, was aus Eichendorff geworden wäre, wenn auf ihn ausschließlich der schlesische Geist eingeströmt wäre. Wenn Joseph sich an Madame Hahmann und an seinen Bruder wendet, wird er feierlich und man könnte fast den Satz wagen: Zur Form der Sonette greift er als Schlesier. Doch diesem Gedanken mit Erfolg nachzugehen, wären feinste Analysen und Vergleiche erforderlich. Fragen wir lieber, was unserm genialen Liederdichter gerade Heidelberg Besonderes bot, was es zu dem Einfluß des sächsischen Halle und des preußischen Berlin Eigenartiges hinzugegeben hat.

Die Frage stellen und mit dem Finger auf den Koblenzer Görres deuten, ist eines. Es ist einfach klassisch, wie Eichendorff in seinem Tagebuch von der Wirkung der Vorlesungen des Rheinländers auf ihn berichtet. Es war gerade in Heidelberg, wo Görres damals die Wendung vom Politischen, Naturphilosophischen und Ästhetischen zum

Beruf eines Heroldes deutschen Volkstums genommen hatte. 1807 erschienen „*Die deutschen Volksbücher*“ des neuen Heidelberger Privatdozenten, der sich 1806 habilitiert hatte (siehe über deren Bedeutung Augustin Wibbelt, „*Joseph von Görres als Literaturhistoriker*“, Köln 1899, 22 ff.). Herausgeber der Eichendorffschen Werke verzeichnen die Weiterblüte, die Görres' Studien über die deutschen Volksmärchen in der Phantasie der Studierenden und schwärmenden schles. Barone fanden, und wissen zu melden, daß Joseph für Görres' „*Teutsche Volksbücher*“ Nachträge lieferte. Ein Denkmal setzte Eichendorff seinem Lehrer Görres durch die Gestalt des Vaters, der in dem noch lange nicht ausgeschöpften Roman „*Abnung und Gegenwart*“ (I 5) aus einem Büchelchen seiner Frau und seinen hübschen Kindern am flackernden Herdfeuer den „gehörnten Siegfried“ vorliest und den Grafen Friedrich mit den Büchern von der „*Magelone*“, der „*Genoveva*“, den „*Haymonskindern*“ und andern derart versorgt. „Meine Phantasie hatte auf den waldgrünen Bergen, unter den Wundern und Helden jener Geschichten gesunde, freie Luft genug eingesogen, um sich des Anfalls einer ganz nüchternen Welt zu erwehren“, bekennt Graf Friedrich, alias Joseph von Eichendorff laut. Bei Görres war der Dichter mehrfach im Hause; im Tagebuch tritt der Besuch vom 31. Januar 1808 bedeutsam hervor, an dem Joseph auch Görres' Frau und Schwester kennen lernte und „Gespräche in der tiefsten Dunkelheit“ mit der Familie führt. Die Geschichten vom „gehörnten Siegfried“, von den „*vier Haimonskindern*“, der „*Magelone*“, „*Genoveva*“ und andern standen in Görres' „*Teutschen Volksbüchern*“; die „*vier Haimonskinder*“¹ hielt Görres sehr hoch und ließ durch Joseph in Paris zwei Handschriften vergleichen (Wibbelt 21 f.). So finden wir den schlesischen Baron, der als Student sich mitten unter vornehm lebenden Adeligen, unter feingeistigen Ästheten wie Graf Loeben, Strauß und Budde und in der Gesellschaft des fremdgelehrten Julius bewegte, mitten in das Herz des deutschen Volkes hineinblickend und in Liebe zu ihm erglühend.

Sicher hat auch Eichendorffs Sinn für das Volkslied durch Görres stärkste Nahrung, wenn nicht die erste Anregung erhalten. Wilhelm Grimm, Clemens Brentano, Savigny, der Historiker Boehmer sind voll Bewunderung für Görres' Rezension über „*Des Knaben Wunderhorn*“ und Wibbelt wagt es – trotz Goethes Empfehlung – sie die bedeutendste aller Wunderhornrezensionen zu nennen (31). Man kann heute darauf verzichten, die offenen und versteckten Anlehnungen Eichendorffs an die Lieder des Wunderhorns, seine offenen und versteckten Anspielungen auf die Sammlung der

¹ Wie stark die Bilder des Buches in Eichendorffs Seele fortwucherten, lehrt uns das Scherzgedicht „*Die Haimonskinder*“ unter den Tafelliedern des „*Sängerlebens*“.

beiden Romantiker im einzelnen anzuführen.² Man darf sagen: Ohne die Berührung mit Görres und der Heidelberger Romantik der Jahre 1806/08 wäre Eichendorffs Lyrik nicht das, was sie ist, wäre sie nicht deutsch-volkstümlich.

Von Heidelberg ging für Joseph sodann das große und tief nachwirkende Erlebnis des deutschen Schicksalsstromes, des Rheins aus. Am 16. Juli 1807 brachte eine Cabrioletfahrt, die nachts halb eins begonnen wurde, die beiden Brüder Joseph und Wilhelm durch das morgendämmernde Schwetzingen auf den schönen Alleeweg nach Speyer. Dann ging man in „öder (!) waldigter Gegend“ durch eine fast eine halbe Meile lange Sandwüste zu Fuß. Bei anbrechendem Tage im Anblick der alten Türme von Speyer zog man „durch eine noch immer wilde Gegend, die vor uralten Zeiten ein Teich gewesen zu sein scheint, auf einem Dammweg bis an den königlichen Rhein, den wir also heute zum erstenmal erblickten“ – heißt es im Tagebuch. „Sein imposantes Äußere, das stille kräftige Strömen und die eigen weißsilbernen hohen Wogen überraschten uns“, fährt das Tagebuch weiter. Die Stadt Speyer erscheint den Brüdern „ein rührender Trümmer alter deutscher Kraft und Herrlichkeit“. Die steinerne Gallerie, die um den Dom lief, gewährte ihnen eine himmlische Aussicht auf den Strom. Gegen Nachmittag, nachdem sie in einem Gasthaus das heimliche Gespräch zweier Bauern („Es ist nicht länger auszuhalten“, offenbar die Franzosenherrschaft in der Pfalz) belauscht hatten, begab man sich auf eine Rheinfähre, auf der auch viele Studenten und 2 Engländerinnen waren. „Am Ufer kleideten sich **en passant** mehrere Studenten aus und badeten sich in **conspetu omnium**.“ Darauf „fuhren sie in Gesellschaft von mehreren Wagen und Studenten zu Pferde durch schöne Wiesenründe und fast immer am Rhein bis Schwetzingen“, um 7 Uhr abends wieder in Heidelberg zu sein, wo sie halbtot vor Staub und Hitze sich augenblicklich in den Neckar warfen. Dieses Erlebnis bildete unverkennbar die Grundlage zu jener Erzählung des Jugendromans von einer Nachtfahrt Leontins und Friedrichs an den Rhein. Man versteht jetzt erst, daß dort von einer „anderen Seite“ die Rede ist. Auf der einen Seite war Schwetzingen, auf der andern ein Dorf vor Speyer. Die Berg-, Felsen- und Burglandschaft ist im Roman natürlich romantische Zutat! Es gibt am ganzen Rheine nirgends Felsen, die in den Rhein hinausragen, wie es dort geschildert wird. Nur die himmlische Aussicht auf ein herrliches Tal mit zerstreuten Ruinen vor Speyer (Tagebuch 16, VII 1907 S. 205, 33) gab reale Farben. Es ist ferner ein Irrtum, dem auch ich unterlag, zu meinen, die Gegend, in der sich Leontin und Friedrich mit den zwei als Jägerburschen verkleideten Damen Romana und Rosa trafen, – sei die des Loreleifelsens. Der Dichter drückt

² z. B. „*Abnung und Gegenwart*“ I 8 (S. 81 bei Krähe).

sich neutral aus, wo er die berühmte Eichendorffsche Version zu Brentanos Loreleiballadegedicht einführt: „Leontin begann folgendes Lied über ein am Rheine bekanntes Märchen“ („*Abnung und Gegenwart*“ I 15). Es heißt aber nicht: „über ein Märchen, das dort spielte“. Die Wendung des Tagebuches „*der königliche Rhein*“ übernimmt der Roman mit den Worten: „Da sahen sie auf einmal aus wunderreicher Ferne, von alten Burgen und ewigen Wäldern kommend, den Strom vergangener Zeiten und unvergänglicher Begeisterung, den königlichen Rhein“ (So heißt er auch sonst im Romane). Die fern-fernen Berge am Rhein, von denen der Roman fortdauernd spricht, sind die blauen Vogesen, von denen das Tagebuch fortwährend schwärmt, weniger wohl der Schwarzwald. Die fern-fernen blauen Vogesen, das „schimmernde Frankreich“ und das noch fernere Paris haben es dem jungen Schlesier angetan. Die im Rheine in *conspectu omnium* badenden Studenten des Tagebuchs werden zu den badenden Grafen Leontin und Friedrich, die beiden Engländerinnen auf der Fähre zu Rosa und Romana. Übrigens scheint auch in die Donaufahrt zu Anfang des Jugendromans etwas vom Tagebuch hineingeraten zu sein: nämlich die Studenten auf der Fähre und „der schöne Renomist“ von Metzingen, „den Engländerinnen gegenüber auf seinem Pferde liegend“ (206, 25 der Histor.-kritischen Ausgabe). Wir dürfen jetzt sagen, daß Leontin, der von Loeben den Namen erhalten hat, manches von Wilhelm, dem Bruder Josephs her, in seinem Charakter empfing. Die späteren Überquerungen des Niederrheins, die Joseph beim Feldzug nach Frankreich vornahm, konnten diese Bedeutung für ihn nicht haben. Zu sehr lebte er innerlich wie äußerlich damals im Krieg und im Kampf gegen Frankreich.

Weiter gab der Wanderlust Eichendorffs Heidelberg einen Aufschwung, den weder die Fahrt nach Halle und der Besuch des Harzes noch die mehrmalige Flußfahrt nach Berlin erzielen konnten. Schon der Zug nach Heidelberg ist nach dem Tagebuch voller Wonne und tiefer Eindrücke gewesen. Dann die Wanderungen neckaraufwärts, neckarabwärts (Niedane = Bibelingen) und weiter rund um Heidelberg und sein Schloß. Überall im Jugendromane spiegelt sich das wieder. Die blauen Vogesen und das schimmernde Frankreich lockten so lange, Sehnsucht erweckend (6. Oktober 1807 S. 216, 27), bis 1808 die Fahrt nach Paris Ereignis wurde. Diese Wanderung nach Paris hatte für den Dichter zweifache Bedeutung. Einmal diese: Durch beide Romane, manche Novelle und durch viele Lieder Eichendorffs geht der Gegensatz zwischen prächtiger Fremde – Italien – und der deutschen Heimat. Für den erfolgreichen Besuch Italiens war Joseph durch den italienischen Unterricht in Heidelberg bei Brucalassi, durch den „Italiander“ (Julius?), durch den Aufenthalt in Wien genügend vorbereitet.

Aber es reichte nie zu einer Reise über die Alpen nach Rom, wie er sie so oft mit Lust und Freude schilderte. Doch in Paris, dem prächtigen, war er – und es ließ „Heißhunger“ nach Deutschland in ihm entspringen. So ward Paris für ihn wie für Görres der Wendepunkt seines Dranges in die Ferne. Das Rom seiner Dichtungen ist das Paris seiner Erlebnisse. Rom ist für den Jugendroman die Stätte einer Art von Liederlichkeit (III 23) und so auch später. Die Lebensfarben konnte Eichendorff nicht vom wirklichen Rom haben, wohl aber von Paris.

Sodann brachte die Reise nach Paris dem Dichter das Elsaß nahe. Zwar dünkte ihn Straßburg nicht mehr so deutsch und rührend treu wie Nürnberg, aber sein Münster schaute für ihn „noch immer nach der alten Heimat hinüber, an eine alte ungetilgte Schuld mahnend“ (Herm. Frhr. v. Eichendorff, Joseph Frhr. v. Eichendorff. 3. Aufl., neu bearbeitet von Karl Frhr. v. Eichendorff und Wilh. Kosch. 1923, 46). Die weitere Reise ging durch Burgund, Lothringen und die Champagne (ebenda 46). Kenner der Verhältnisse behaupten, der Weg könne damals nur über die „Zaberner Steige“ gegangen sein, die ja Goethe gerühmt hat. Alle Reiseführer beschreiben die Steige so, daß man meinen muß, hier müßte Eichendorff sowohl auf die ihm von Halle her bekannte Sage von einem Ritter gestoßen sein, der von hohem Felsen auf schäumendem Rosse in die Tiefe sprang, bekanntlich ein Lieblingsmotiv des Jugendromans, als auch auf Sagen aus dem Stoffkreise der Volksbücher. Fast scheint es, als ob Teile der Phantasielandschaft, die im 21. Kapitel des 3. Buches von „*Ahnung und Gegenwart*“ entworfen ist, von der Zaberner Steige genommen seien. Mehrere einsame Tagereisen von der Residenz entfernt treffen Leontin und Friedrich (also Joseph und Wilhelm v. E.) auf einem englischen Garten mit Irrgarten (wie solche damals in den großen Parken, z. B. in Aschaffenburg, üblich waren). Erinnerungen an Neckereien von dem Joseph wohlvertrauten Schwetzigen (und an Karlsruhe?) mögen mitverwendet sein. Ich entsinne mich, in der Frankfurter „*Didaskalia*“ von um 1823 höhnische Verse auf einem Miniaturpark gelesen zu haben von der Art, wie Eichendorff dort einen beschreibt. Aus der unruhigen Phantasterei der absurden Gartenanlage fühlen sich die beiden Reisenden befreit, als sie, wieder zu Pferde, in eine lieblichere und mildere Gegend kamen. Aus einem dunkelzackigen Chaos von Gebirgen erhob sich ein freundlicher Berg, mit Laubwald bedeckt. Auf dem Gipfel des Berges haben sie „eine überschwingliche Aussicht über Städte, Ströme und Wälder“ und finden sie die versteckten Ruinen eines verfallenen Schlosses. Ein Kreuz auf dem Berge funkelte weit in die Gegend. Von einer Hirtenschalmei gelockt steigen die beiden zu einer ungeheuren Höhe, die immer öder und verlassen wurde. Auf dem höchsten Gipfel des Gebirges erblickten

sie ein zweites Schloß. Noch mehr gemahnt an die Zaberger Steige das 21. Kapitel des 3. Buches (!) des Romanes „*Dichter und ihre Gesellen*“, der bekanntlich als Ganzes eine Parallele zu „*Ahnung und Gegenwart*“ sein soll und auch in einer Reihe von Einzelheiten offenbar absichtlich übereinstimmende Parallelen zu Teilen des Jugendromanes darbietet. Da wird Baron Manfred durch „die fast märchenhafte Sage“ von der Einsamkeit eines aufgehobenen Klosters im benachbarten Gebirge und von einem einsiedlerischen Mönche, dem sog. „Waldbruder Vitalis“, zu einem Abstecher nach der Klause des Mönches verleitet. Ein Holzhauer weist ihm den Pfad nach der Einsiedelei. Nach gewissen uns hier nicht berührenden Zwischenfällen geht's auf „schmalem, halbverwachsenen Fußsteige“ zu dem Rest des Klosters empor. „Schlünde und das dunkle Chaos uralter Wipfel“ waren unten zu sehen. Beim Abstiege erblickt Manfred noch ein einsames Schloß von ferne. Wer einmal in die Vogesen hinaufgestiegen ist, wird die Schilderung glaubhaft finden, und nahe der Zaberger Steige gibt es Schloß Greifenstein und die Einsiedelei „St. Vits Kapelle“. Es muß auch hier betont werden, daß „*Ahnung und Gegenwart*“ ursprünglich um Heidelberg und Mannheim herum spielte. Das erhellt deutlich aus einer Stelle des Briefes, den Viktor im 16. Kapitel des 2. Buches an Friedrich schreibt: „Ich gehe wieder, wie damals, alle Morgen vor Tagesanbruch auf den Berg, wo Sie und Leontin mich immer auf meinem Sitze besucht haben. Die Sonne geht gerade in der Gegend auf, wo Sie mir immer an den schwülen Nachmittagen beschrieben haben, daß die Residenz liegt und der Rhein geht“ (S. 179 bei Krähe). Noch an anderer Stelle des Briefes verlegt Viktor den Daueraufenthalt des Grafen Friedrich an den Rhein: „Ich denke mir dann gar oft, wie Sie jetzt auf einem Balle mit schönen, vornehmen Damen tanzen (also in der Residenz) oder weit von hier am Rheine fahren oder reiten.“ Sonach ist das Schloß des Herrn von A. (eigentlich des Schwiegervaters von Joseph, denn Julie ist Eichendorffs Frau Luise) weit östlich vom Rheine und zwar von Mannheim verlegt. Ob an den „fernen blauen Donnersberg“ gedacht ist, den Eichendorff beim Eingang des Schwetzingener Parks an einem „schönen Pint de vue durch eine ausgehauene Allee gerade systematisch in der Mitte“ erblickt hatte (Tagebuch zum 28. Juli 1807) S. 208, 25)? Es ist leicht begreiflich, daß der Dichter bei dem Zuschnitt des Romans auf die Umgebung Wiens gerade solche in einem Briefe versteckte Einzelheiten übersehen konnte. Übrigens mußten auch das verschiedentliche Hin- und Herschicken des Manuskripts und das Hin- und Herziehen des Dichters in der kriegerischen Zeit ein sorgfältiges Durchfeilen des Romans auf die neugeschaffene

[Abb.: Eichendorff Handschrift – Eichendorffs Grab in Neisse]

Situation hier erschweren oder gar vereiteln.³ Somit wird die von mir im „*Wächter*“ IX 1927, 228 ff. gezogene Folgerung durch den Roman selbst bestätigt.

Falls das Schloß des Herrn von A. ursprünglich nach der bayrischen Pfalz verlegt war, muß das Schloß der weißen Frau d. h. Angelinas jenseits des Rheines weiter südlich angesetzt werden, also etwa in den Vogesen, die, „noch dunkel im Hintergrunde ruhend“, es ihm schon auf der Fahrt nach Speyer (16.7.1807) angetan hatten. Vgl. 16.7.1807 S. 205, 31: Vansee klettert (!) auf eine alte viereckige Mauer, von wo man eine himmlische Aussicht hatte auf die Vogesen. S. auch 209, 27; 210, 13; 211, 8 – 215, 11. Das Jagdgut des Herrn von A. lag „einige Meilen“ von seinem Hauptschloß entfernt (I. 8 Kap. S. 76). Von diesem, wieder etwa eine halbe Tagereise weiter, lag das neuerbaute Landschloß der weißen Frau in einer an Italien gemahnenden Gegend, in der Hügel, Gärten, Berge auffielen (I. 9. Kap. S. 91 f.). Man wird an die Seite der Vogesen erinnert, die nach der Rheinebene zu liegt.

Wo jedoch die Phantasie des Dichters noch weiter den Rhein hinaufgeht, wird sie unklar. Eichendorff ist eben nie nach Freiburg i. Breisgau und nach der Schweiz gekommen. Wenn er den oberen Rhein malt, so trifft er wohl die Täler und Schluchten des Rheines, wie dieser in der Albulagegend dahinstürmt (vgl. III 23 S. 253), aber nicht den Rhein, wo Graf Friedrich und Rudolf geboren sind. Dies muß der Rhein in der Nähe des Bodensees gewesen sein; denn Graf Rudolf erzählt von einem großen See, über den er mit seiner Mutter fuhr, bevor er zu dem Vormunde der beiden Grafen kam (III 23. S. 244 ff.). Wo sich Rudolf der Philosophie ergab und in einer Spielhölle spielte (Pharao, III 23. S. 254), ist nicht gut ersichtlich. Mit Zigeunern gelangte Rudolf in die Umgebung der Waldmühle, wo Erwin den Grafen Friedrich kennen lernte. Also muß die Stadt des Pharaospiels nicht zu weit von der Gegend des Eichengrundes abgelegen gewesen sein (s. III 23. S. 254–256). Eine Tagereise weiter entfernt von da lag an einem Strome das in italienischem Stil erbaute Schloß des Entführers der Angelina (S. 256) und dieses ist mit jenem Schloß der Angelina entweder identisch oder diente letzterem wenigstens zum Vorbild (s. S. 261). Eine weitere Tagereise und wir sind dort, wo Rudolf zuletzt mit den Verrückten sein Unwesen treibt. Wie freilich dort in der Nähe das Meer (265, 267) befindlich sein kann, ist nicht aus-

³ Eine recht sonderbare Unachtsamkeit begegnete Eichendorff am Ende des 1. Kapitels des 1. Buches. Dort entging ihm, daß ein Relativsatz zur neu geschaffenen Situation nicht mehr paßte. Graf Friedrich, so heißt es, „warf sich auf die steinerne Bank hin, wo das Mädchen gegessen hatte“. In unserm Texte muß aber „die hohe Gestalt“ Rosas neben Friedrich am Balkongeländer gestanden haben.

zumitteln. Auch das Schloß des Herrn von A. ist nicht allzuweit abgelegen. Rudolf und Lothar machen leicht von dem Narrenschlosse aus Ausflüge dorthin (S. 265 f., 266 f.). Von der Umgebung der Residenz findet sich endlich auch Rosa im Kloster am Meere ein (S. 268–279). Zu allem kommt noch hinzu, daß Erwin von der Burg über dem Rheinstädtchen aus, wo sich Leontin, Friedrich und die verkleidete Rosa samt Romana trafen, im Hintergrunde eine Burg und einen hervorragenden Wald erschaut, den er gar wohl erkenne. Auch Leontin erkennt diese geheimnisvolle Gegend (II 15. S. 169. Vgl. II 20 S. 223, 225). Alles in allem: Das Meer ist dem alten Kern ungeschickt angefügt, wie denn auch die Handlung des Schlusses spätere Hinzutat zu sein scheint. Woher der Name „Rauchtal“ (beim Schlosse des Herrn von A.) stamme, brauchen wir uns nicht mehr zu fragen. Er kommt in der Schweiz (ob auch in den Vogesen?) mehrfach vor; einen ähnlichen Namen (Grauchtal? – Krauchtal?) trifft man nahe der Zaberner Steige. Eichendorff könnte ihn freilich selbst erfunden haben. Im Tagebuch spricht er von den Taldämpfen, von denen die Heidelberger Berge fast wie im Harze ganz bedeckt seien (208, 14). Doch ist das nicht sehr charakteristisch. Ich hoffe, nicht fehlzugreifen, wenn ich sage: Obwohl für Eichendorff eben deshalb, weil er allzuviel persönliche Farben von seiner Heimat und Familie für die Romane „*Abnung und Gegenwart*“ und „*Dichter und ihre Gesellen*“ (auch das ist Roman) entliehen hatte, aller Grund bestand, die Andeutungen für das Lokale in eine von Schlesien weit entfernte Gegend zu versetzen, so ist es doch echte jugendliche Begeisterung für Heidelberg und seine Umgebung gewesen, was ihn anfänglich trieb, in den Romanen alle Fülle der Phantasie dem deutschen Westen zu verleihen. Wenn einerseits die Flut der Erinnerungen aus der Heidelberger Studentenzeit den Dichter auf alle Weise zur Gestaltung reizte und drängte, so darf man, das Bild umkehrend, annehmen, daß Eichendorff bei seinen beiden großen Dichtungen oft das Tagebuch mit zu Hilfe nahm, um aus dem Schatz seiner wirklichen Erlebnisse und Erinnerungen Situationen und Figuren sich entwickeln zu lassen. So ist der komische Ritter mit der Rosinante in „*Abnung und Gegenwart*“ wohl ein Konterfei des Freundes Kriegelstein mit der Rosinante aus den Andeutungen des Heidelberger Tagebuches (5.10.1807 S. 215, 13; 6.10.1807 S. 216, 30). So ist der groteske Walzer, den Hofrat Dryander mit Lothario in „*Dichter und ihre Gesellen*“ (I 11 S. 95) wider Willen tanzen muß, eine lebendige Kopie des Walzers, den Graf Loeben mit dem Theologen Budde vollführte (6 XII 1807 S. 221, 23 f.). Dryander – der Name ist offenbar Deckname, vom Dichter nach „Eichendorff“ frei gebildet, um die bösen Anspielungen auf den Mystiker Loeben oder Strauß zu verkleiden – wird da als Hofrat ganz wie Loeben ge-

schildert: Er ruht in einem künstlichen Halblicht, das durch tief herabhängende grünseidene Gardinen erzeugt war, mitten in Wohlgerüchen, die durch einen zierlichen bronzenen Opferaltar auf Mahagonitisch gespendet wurden, gekleidet in feinperkalenes Negligé, nachlässig auf einer Ottomane. Das erinnert ganz an die ästhetischen Thees in „*Abnung und Gegenwart*“. Im Zusammenhang jener Tanzszene verwendet unser Dichter übrigens ein Fichtezeitat, das Karl Frhr. von Eichendorff eben aus einem Eichendorffschen Tagebucheintrag erhob: „Wer ehrlich will, was er soll, der kann auch, was er will“ (I 11 S. 95, 40 f.). Bewundernswert, wie nachhaltig Eichendorffs Gedächtnis ist!

Wir sind damit auf ein Letztes gestoßen, was dem Tagebuch zufolge Eichendorff im Westen gewann: Tiefsten Einblick in feingeistige, ja zum Teil überfeinerte Geselligkeit (letztere im Stile Stephan Georges). Auch dieser Eindruck war nachhaltig und wirkte positiv und negativ im inneren Leben und in den Schriften des Dichters fort, nur verstärkt durch die Wiener Erlebnisse.

Es ist wie eine Symbolik, daß nun auch des Dichters ältestes Kind, sein Sohn Hermann, im Westen Amt und Gattin und Familie findet, daß ihm vom Westen (Aachen) aus der feinsinnige treue, edle Behüter und Herold seines Ruhmes, der sorgliche Bewahrer Eichendorffscher Geistesschatze, der Enkel Karl von Eichendorff geschenkt ward, dessen 70. Geburtstag wir nächstes Jahr zu begehen hoffen. Ein eigenartiges Zusammentreffen: Auch Schillers, des anderen volkstümlichsten Lieblingsdichters der Deutschen, Sohn Ernst kommt an den Rhein, gewinnt dort Amt, die Frau und eine neue Heimat. Und Hermann von Eichendorff schläft wie Ernst von Schiller auf einem Bonner Friedhofe den letzten Schlaf, jener auf dem Poppelsdorfer neben dem Familiengrab der Simons, denen seine Gemahlin entstammte, dieser auf dem alten Friedhofe neben seiner Mutter und ganz in der Nähe des Grabes, das den volkstümlichsten Professor Deutschlands, Arndt, birgt, nicht weit vom Eichendorffkomponisten Schumann.

So bindet Joseph von Eichendorff in mehr als einer Beziehung den äußersten Osten Deutschlands mit dem äußersten Westen zusammen, wie er auch den hohen Norden mit dem österreichischen Süden verbindet. Eichendorff hat weit mehr als Goethe und Schiller in und mit dem ganzen deutschen Volke gelebt, mehr auch als jeder andere Romantiker. Und nicht nur Schlesien und Wien sollen ihm dankbar sein, sondern auch der Westen. Denn Eichendorff hat vom Westen nicht nur Großes genommen, sondern ihm auch Großes gegeben. Hat er nicht das vornehmste, das einzige wahrhaft erschütternde Loreleiied gesungen, das sich nicht nur über Heimes fast kitschigen Singsang, sondern auch über Clemens Brentanos Urlied weit erhebt? Hat er nicht dem Rhein in heiteren und tiefsten Tönen so oft gehuldigt wie zu seiner Zeit kaum ein anderer?

„Kühle auf dem schönen Rhein

Führen wir vereinte Brüder“,

beginnt das gesellige Lied „*Auf dem Rhein*“. Als Strom der Freiheit preist er den Rhein in dem Liede „*Der Freiheit Wiederkehr*“ – fast als ob er neuere Zeiten im Auge hätte. Der Rhein gilt ihm als Deutschlands Strom, wenn er anhebt:

„Es löste Gott das langverhaltene Brausen

Der Ströme rings – und unser ist der Rhein.“

Und er ist ihm der Strom düsterer Sage, wenn er in der „*Hochzeitsnacht*“ singt:

„Nachts durch die stille Stunde

Rauschte des Rheines Lauf.“

Aber mehr noch: Sicher sind manche der vielen Lieder, die kein Lokalkolorit tragen, im Westen entstanden und dem Westen gegeben, dem der geliebte Neckar entquillt. Vor allem huldigen „*Ahnung und Gegenwart*“ und „*Dichter und ihre Gesellen*“ dem Rheinlande wie der „*Taugenichts*“ Wien. Dem Westen auch schenkte Eichendorff, vom Westen angeregt, seine glänzenden Calderonübersetzungen, für die er in Heidelberg einst die Vorbereitung genossen hatte. Kein Wunder, daß als einer der ersten der in rheinische Geistesart getauchte Heinrich Heine die volkstümliche Kraft der Eichendorffschen Lieder erkannte: „In der Tat, welch ein vortrefflicher Dichter ist der Freiherr von Eichendorff; die Lieder, die er seinem Roman *Ahnung und Gegenwart* eingewebt hat, lassen sich von den Uhländchen gar nicht unterscheiden, und zwar von den besten derselben. Der Unterschied besteht vielleicht nur in der grüneren Waldesfrische und der kristallhafteren Wahrheit der Eichendorffschen Gedichte.“ So schreibt Heine in der „*Romantischen Schule*“ von 1832 (III c. in Bd. V 350 bei Elster). Und Heine ließ die Gedichte gründlich auf sich wirken, wie z. B. die „*Jungen Leiden*“ (1817, 1821) und das „*Lyrische Intermezzo*“ (1822/3) bezeugen.

Goethe im Urteil Eichendorffs

Von Franz Ranegger

Das Verhältnis der Romantik als Gesamterscheinung zu Goethe ist schon mannigfach von der Forschung untersucht worden. Weniger hat sie sich mit den Beziehungen der einzelnen Romantiker zum Alten von Weimar beschäftigt. Hier bleibt der wissenschaftlichen Tätigkeit noch recht ersprießliche Arbeit zu leisten. Die ältere Romantik sah in Goethe den „Statthalter des poetischen Geistes auf Erden“ und datierte von „*Wilhelm Meisters Lehrjahre*“ eine neue Epoche des deutschen Geisteslebens. In der jüngeren Romantik, die gegenüber dem Individualismus der Schlegel und Tieck nach einem festen Halt und Boden in sittlicher, sozialer und religiöser Beziehung suchte, ein Streben, das schon in Arnims „*Gräfin Dolores*“ und Eichendorffs „*Ahnung und Gegenwart*“ zum Ausdruck gelangt, vollzog sich aber schon ein deutlicher Rückschlag und eine zum Teil heftige Abwendung von Goethe. Ein interessantes Zeugnis für diese allmähliche Wandlung ist das Urteil Joseph von Eichendorffs in seinen literarhistorischen Schriften.¹

Noch 1830 hatte Eichendorff bei Übersendung seines „*Letzten Helden von Marienburg*“ an Goethe geschrieben: „Heldhaft haben Ew. Exzellenz über ein halbes Jahrhundert lang den Banner der Poesie über dem Strome einer stürmische, vielfach bewegten Zeit emporgehalten und ein neues, unvergängliches Reich deutscher Dichtkunst gegründet, dem wir alle freudig und dankbar angehören.“ Allmählich kam Eichendorff von diesem hochgestimmten Lob unter dem Einfluß der literarhistorischen Werke von Friedrich Schlegel und der späromantischen Gedankenwelt zurück. Eichendorff verfolgt in seiner literarischen Tätigkeit das grundsätzliche Streben, Dichtung als Ausdruck der Weltansicht zu betrachten. Alle Poesie ist nach seiner Anschauung „immer nur der Sprecher der innersten Lebensgesinnungen einer Kulturperiode“. Denn „ein Dichter mag sich stellen, wie er will, er wird immer das, was im Grund alle Stellung bedingt: sein religiöses Glaubens- oder Unglaubensbekenntnis, direkt oder unwillkürlich, aufweisen

¹ a) *Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland*. Leipzig 1847. – b) *Der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum*. Leipzig 1851. – c) *Zur Geschichte des Dramas*. Leipzig 1854. – d) *Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*. Zwei Teile. Paderborn 1857.

müssen.“ Sein Hauptinteresse gilt also der Betrachtung der Goetheschen Welt, vor allem seiner Weltanschauung. Aber er betrachtet sie nicht an sich, sondern in ihrem Verhältnis zum Christentum.

Da sich im Christentum die Frage einfach dahin formuliere, ob man an die Gottheit Christi glaube oder nicht und ob man daher seine Lehre als göttliche Offenbarung oder als bloße Offenbarung des Menschengestes in einem sittlich besonders ausgezeichneten Manne aufnehme, so seien nach diesem unerläßlichen Kriterium Goethe und Schiller keine Christen.

Goethe habe, wenngleich nicht ohne eigentümliche Färbung, die damalige subjektive Humanitätsreligion adoptiert, die den Menschen mit seiner Sehnsucht und deren Erfüllung lediglich auf sich selber verwies. An der Wiege dieser Religion steht nach Eichendorffs Darstellung Herder. Diesem sei bei seiner ursprünglichen Aufgabe der Versöhnung des Christentums mit der neuen Bildung das Christliche unversehens im Menschlichen aufgegangen und aus dieser Kombination sei die Humanitätsreligion entstanden, d. i. das Streben, nicht nach Gottähnlichkeit in Christo, sondern nach Ausbildung des ganzen menschlichen Charakters, wozu das Christentum eben nur ein vorübergehendes Durchgangsmoment ausmache. Diese Religion stelle ein konventionelles Ideal des Menschlichen als Dogma hin, zu dem der Mensch sich aus sich selbst und ohne göttliche Hilfe und Gnade unter der stolzen Firma der sittlichen Kraft hinaufarbeiten könne und solle. Das Ziel sei eine allgemeine Menschheitsreligion, eine unsichtbare Kirche über der christlichen, die nicht als höchste Offenbarung, sondern nur als eine vorübergehende Phase der Menschheitsentwicklung anerkannt werde. Diese Geistesrichtung habe ihr Ziel nicht erreichen können, weil sie eben auch in einem Subjektivismus stecken geblieben sei. Auch auf diesem Gebiete, wie auf allen hervorragenden Pfaden seiner Zeit, ist Goethe nach Eichendorffs Urteil der besonnenste Führer. Bei ihm sollte die Welt, wie sie eben war und blieb, den Himmel abspiegeln. Das Endliche in seinen mannigfaltigen Gebilden und Manifestationen war ihm die Unendlichkeit, die Weltseele oder Gott, die Natur seine Offenbarung. Das Sichtbare, Sinnliche soll ihn zum Höchsten tragen; er wolle wahr sein und gut und böse wie die Natur. In diesem realen Boden wurzle auch sein Unsterblichkeitsglaube. Der Durst nach Leben, die Erkenntnis der unsterblichen Naturordnung, die Ermunterung zu rühmlichen Gedanken und Taten – nur diese sei Unsterblichkeit. Eichendorff geht Goethes Stellung zu den Evangelien und zu Christus durch, ohne freilich die ganze Fülle der oft einander widersprechenden Äußerungen zu überschauen

und sie richtig gegeneinander abzuwägen, und bespricht dessen Unterscheidung von Urreligion und Kirche. Als Kern seines „Nichtchristentums“ bleibe nur der alte Überall und Nirgends eines Naturgottes, der eben nichts anderes sei als das Leben selbst. So sei Goethe, ohne nach Lavater, Jung-Stilling und allen „schönen Seelen“ seiner Zeit viel zu fragen, ein entschiedener Heide gewesen. Im günstigsten Falle habe er sich ein Christentum zu seinem Privatgebrauch gebildet. „Wir geben gerne zu, daß bei zunehmendem Alter sein Widerwille gegen das Christentum an ätzender Schärfe verloren; allein diese abgeschwächte, bloß herablassende und jedenfalls sehr zweideutige Milde konnte jenen ersten frischen Eindruck nicht mehr verwischen.“ Wie um die Meinung zu zerstreuen, als urteile er aus persönlicher Voreingenommenheit, fährt er fort: „Wir fühlen uns keineswegs zu der Anmaßung berufen, hier etwa über das Innere des Dichters für Zeit und Ewigkeit richten zu wollen; wir wollten vielmehr nur pflichtgetreu darauf aufmerksam machen, welches Evangelium er in der Blüte seiner Wirksamkeit, da er noch wirklich Goethe war, unter seinen Zeitgenossen und bis in unsere Tage hinein verbreitet hat.“

Als Grundlage der Kunst Goethes erkennt Eichendorff eine Art Kunstreligion. Goethe habe die Kunst als die wirksamste Schule für die Ausbildung unserer dämonischen Kräfte und Anlagen erkannt. Aber diese Kunstreligion habe vielfach den Boden der Poesie unterwühlt. Da nämlich in ihr notwendig das ethische Element nur ein untergeordnetes sein könne, so glaube sie es auch ignorieren oder mit vornehmer Geringschätzung behandeln zu dürfen und kenne im Grunde bloß ein poetisches Gewissen und Sünden gegen den heiligen Geist der Kunst.

In der Eichendorffischen Würdigung Goethes spielen das Leben und die Persönlichkeit des Dichters so gut wie keine Rolle. Als Dichter sei Goethe berufen gewesen, „kühl und bloß künstlerisch alle Bildungsphasen seiner Zeit mit durchzumachen“. Wie Shakespeares historische Schauspiele für jene Zeit, könne man Goethes Werk ein Epos der geistigen Geschichte seiner Zeit nennen.

Von den Geniemännern ausgehend, habe Goethe seine Sache auf die Natur gestellt. „Aber während jene nur die Titanen spielten und sich zuletzt wohlfeil genug mit der flachen Wirklichkeit abfinden ließen, hielt er ernst, stark und treu zu der Mutter, die dafür ihr Wunderkind in alle ihre Geheimnisse einweihte.“ Ohne es zu wissen und zu wollen, schließe sich Goethe am innigsten unter den Dichtern der naturphilosophischen Anschauung an, „indem er überall unbefangen und unmittelbar in das Leben greift und uns daher in den klar durchsichtigen äußeren Erscheinungen mehr oder minder die verborgene Weltseele enthüllt, wengleich er uns nirgends bis zu dem

letzten wahren und eigentlichen Grund der Dinge blicken läßt.“ Die sichtbare Natur sei bei Goethe unter der schönsten Form in ihrer symbolischen Bedeutung erschienen, seine Dichtung sei also Naturpoesie im höheren Sinne. Bei ihm verstehe sich gleichsam alles von selbst. Jede seiner poetischen Gestalten, weil sie eben nicht anders kann, verrate ihre angeborene geistige Signatur und verhüllte Idee fast wider Willen, wie die Blumen den Duft oder das Auge die Seele.

„Ganz wunderbar“ erscheint unserm Kritiker Goethes Jugend durch ihre dämonisch produktive Macht. Er habe damit begonnen, mitten im Getümmel des Sturmes und Dranges als einziger Genius all die gärenden Elemente dieser geistigen Bewegung künstlerisch zu bewältigen und, was sie ahnten, irren und strebten, für die Nachwelt poetisch zu registrieren im „*Götz*“, „*Faust*“ und „*Werther*“.

Man kann, meint Eichendorff, bei Goethe die Periode seiner Dichtung nicht nach seinem inneren Fortschritt, sondern vielmehr nur nach den geistigen Zuständen seiner Zeit verfolgen. Er spiegelt nacheinander die verschiedensten Phasen der damaligen Bildung in allen ihren mannigfachen Symptomen und Abzweigungen, ruhig, klar, fast ohne fühlbaren Kampf. Goethe erscheint seinem Kritiker „ganz objektiv, und daher weniger dramatisch als episch, d. i. für das moderne Epos, den Roman, geeignet.“

„*Götter*“ ist für Eichendorff, „bei aller Willkür im Nebenwerke, unter allen Goetheschen Schauspielen das historischste, wenn wir darunter nicht zufällige Begebenheit und Kostüme, sondern den Geist der Geschichte verstehen.“ Noch höher ist das Lob in der abschließenden Literaturgeschichte gestimmt, wo Eichendorff sagt, diese Dichtung sei wahrer und historischer als alle unsere andern historischen Trauerspiel zusammen, selbst die Schillers nicht ausgenommen. Stelle er hier „eine lebendige, nach unbedingter Freiheit strebende Persönlichkeit dem ganzen heiligen römischen Reiche entgegen,“ so treffe man dieselbe Apotheose des freigesprochenen Subjekts auch in den andern Stücken. Im „*Tasso*“ sei es ein reiches Dichtergemüt, das sich aristokratisch als der Mittelpunkt der Welt und daher von allen Spitzen des wirklichen Lebens tödlich verletzt fühle. Im „*Egmont*“ dagegen sei es das liebenswürdige, dämonische Sichgehenlassen eines heitern Weltkindes, um dessentwillen die Geschichte gebeugt werde. Die Helden dieser drei Dramen seien, trotzdem sie in ihrem Kampfe unterliegen, überall fühlbar als die eigentlich Berechtigten hervorgehoben und ihr Untergang diene nur dazu, unsere Teilnahme an ihnen zu vertiefen.

Später, da in Goethe selbst das revolutionäre Jugendfeuer schon zu erlöschen anfang, hat dieser nach Eichendorffs Meinung als neues Agens jener wesentlich dämonischen Entwicklung sich das Altertum zu Hilfe geholt. In der italienischen und nachitalieni-

sehen Zeit sei dieser Segen des klassischen Einflusses als stille bildende Kraft wirksam gewesen. Fortan gebe eine gewisse Logik der Gefühle seinen Gestaltungen durch weise Selbstbeschränkung Ruhe und symmetrisches Ebenmaß. Als die schönste dieser Offenbarungen erscheint Eichendorff „*Iphigenie*“, ein antik eingerahmter Spiegel von unnachahmlicher Klarheit, in welchem die moderne Bildung sich selbst beschaut.“ In der „*Natürlichen Tochter*“ laure dagegen das ungemilderte heidnische Schicksal fast heimtückisch im Hintergrunde und erkälte das ganze Gedicht.

Eingehender als über diese Dramen äußert sich Eichendorff über die Lebensdichtung des „*Faust*“. Er rühmt es dem Dichter hoch an, daß er im „*Fragment*“ vom Jahre 1790 den tragischen Schauer und die gesunde Ahnung der tiefen Bedeutung des Ganzen, mit der die Volkssage noch unbeholfen ringe, zum erstenmal poetisch gelöst hat. Im ersten Teil der Dichtung habe der Dichter die ganze tiefere Bedeutung des Sturmes und Dranges jener Zeit sowie seinen eigenen innern Lebenslauf noch einmal in ein wundervolles Bild zusammengefaßt. Die Faustsage sei in der Goetheschen Auffassung durchaus ein protestantisches Erzeugnis: die Heiligsprechung des menschlichen Verstandes, der, im Glauben an seine Unfehlbarkeit, sich über alle Offenbarung stellt und dadurch zugrunde geht. So erscheint Eichendorff die hemmungslose Auswirkung des eigenen Ich als der wesentliche Inhalt der Faustdichtung. In der Schrift über das Drama legt er den Hauptakzent auf den Skeptizismus, der aus dem Grübeln des vom Glauben emanzipierten Verstandes entsteht. Die Verkörperung des in Faust schlummernden Dämonischen sei Mephistopheles, und es sei wahrhaft erschütternd, mit welcher wunderbaren Intuition und Wahrheit Goethe im ersten Teil des Gedichts die schwindelnden Abhänge und dunkeln Abgründe aufdeckt, zu welchen jene dämonische Gewalt den irren Wanderer unaufhaltsam mit sich fortreißt. Hiernach aber sei der zweite Teil, obgleich altersschwach, keineswegs überraschend, vielmehr vollkommen konsequent. Hier habe Faust seine Aufgabe gelöst, das Menschliche in ihm sich innerlich zu einem harmonischen Kunstwerk zu gestalten. Es sei daher ganz in der Ordnung, daß Gott, der aber hier eigentlich nur ein Symbol der Natur sei, diesen aristokratisch gebildeten Faust zu Gnaden aufnehme, während seinen plebejischen Namens- und Sagenvetter ohne weiteres der Teufel hole. Das einzige Anormale dabei sei nur der schließliche und völlig verunglückte Versuch, diese wesentlich antike Naturreligion romantisch-allegorisch christianisieren zu wollen.

Von einer anderen Seite betrachtet Eichendorff den „*Faust*“ in der Literaturgeschichte. Er sieht, wie Fausts Streben, das ewig Unergründliche erforschen zu wollen, trotz des Teufels Zuflüsterungen von Gottgleichheit und überschwenglicher Weltlust, immer

neuen Hunger und Überdruß und Verzweiflung gebiert. So ist für Eichendorff Goethes „*Faust*“ nicht nur das größte Gedicht unserer Literatur, sondern zugleich die wahrhaftige Tragödie der neuen Zeit und sein Dichter der eigentliche Führer der modernen Kultur. Wie sich Eichendorff diesen Stoff in gläubiger Auffassung behandelt vorstellte, das zeigte er in der Schrift über das Drama durch einen eingehenden Vergleich des Goetheschen Werkes mit Calderons „*Wundertätigem Magus*“, dem auch die Sage von Faust zugrunde liegt. Der Vergleich dreht sich um die Hauptgestalten Cyprianus-Faust, die Hölle, den Teufel, die Liebe, die Seelenverschreibung und den Schluß und fällt überall zu Ungunsten des deutschen Werkes aus.

Eine weitaus günstigere Ausbeute für Eichendorffs weltanschaulich orientierte Literaturbetrachtung gewähren ihm die Goetheschen Romane.

„*Werther*“ und (merkwürdigerweise auch) die „*Wahlverwandtschaften*“ zählt Eichendorff in die Gruppe der sentimental Romane und weist diese Gruppe dem Sturm und Drang zu. Beide Gruppen stimmen nach Eichendorff darin überein, daß sie, auf die sogenannte Natur zurückgehend, von aller positiven Religion absehen, nur daß die einen ein unverhehltes Heidentum zur Schau tragen, während die andern gern noch Christen scheinen möchten, dem Christentum aber unmerklich eine Privatreligion der bloßen Empfindsamkeit unterschieben. Den „*Werther*“ charakterisiert er durch einen Vergleich mit Heines „*Ardinghella*“. „*Werther* ist im Grunde nur ein edler und tiefer gehaltener Ardinghella, der seine feinere Genußsucht mit anständigerem Egoismus auf Tod und Leben verteidigt.“ Im „*Ardinghella*“ findet Eichendorff eine Liederlichkeit der Sinne, bei „*Werther*“ eine Liederlichkeit der Gefühle. Beiden gemeinsam ist die Opposition gegen jede Schranke der Religion und Sitte und ein schwelgerischer Selbstgenuß. Aus dieser Losgebundenheit des Gefühls kommt bei *Werther* die Verachtung jeder praktischen Beschäftigung und die Animosität gegen die Ehe, ja schließlich der Selbstmord, der recht eigentlich nur weichliche Feigheit ist. Dieser Kampf des krankhaften Gefühls mit der Wirklichkeit ist „wie ein Prozeß meisterhaft und mit der klarsten Besonnenheit bis zu seinen äußersten Konsequenzen hindurchgeführt.“

„Dieselbe Liederlichkeit der Gefühle, dieselbe Vergötterung des Dämonischen im Menschen, nur abermals noch tiefer gefaßt“, bildet nach Eichendorff auch das Thema der „*Wahlverwandtschaften*“. Er wendet sich gegen die Seligsprechung und Verzärtelung dissoluter Gefühle, die der eigentliche Mißklang dieser harmonischen Dichtung sei. Dies werde auch dadurch nicht gut gemacht, daß „jedem Mitschuldigen sein tragisch Ende gehörig zugemessen“ werde. Dabei ist Eichendorff nicht blind gegen die künstlerischen Vorzüge der beiden Romane. Er findet die „verlockenden Natur-

laute“ im „*Werther*“ mit einer lebendigen Unmittelbarkeit und Wahrheit geschildert. Goethe erscheint in diesem Roman „nicht im mindesten als Schwärmer, sondern bei weitem öfter als bloßer trockener Referent des Überschwenglichen“ und in den „*Wahlverwandtschaften*“ wie ein „genialer Arzt, der, um zu experimentieren, der kranken Seele an den Puls fühlt.“

Mehr als die Stellungnahme zu diesen beiden Romanen interessiert uns das Urteil über Goethes „*Wilhelm Meister*“. Waren doch die „*Lehrjahre*“ das einzige Muster für den Roman der Romantik. Friedrich Schlegel hatte ihn als Poesie der Poesie gefeiert, und der Roman wurde die romantische Bibel, soweit der Held darauf ausging, Poesie im Leben verwirklichen zu wollen. Das darin zum Ausdruck kommende Bildungsideal, daß die höchste Ausbildung aller menschlichen Kräfte Selbstzweck sei, dem Menschen also keine objektiven Ziele gesetzt werden sollen, veranlaßt Eichendorff, daraus die Humanitätsidee Goethes abzulesen. Aus dieser Idee des Werkes leitet er die Vorzüge und Schattenseiten des Bildungsromans ab. Nach Eichendorff wird im Roman gezeigt, wie weit es der Mensch, abgesehen von allen positiv religiösen Motiven, bloß durch die ihm von der Natur eingepflanzte Urreligion zu bringen vermag. Deswegen bringe Goethe zunächst die Poesie des gewöhnlichen Lebens zur Erscheinung und tatsächlich ruhe über allem, wie ein zauberischer Morgenduft, die Ahnung der Schönheit der Welt. Allmählich gleite der Held aber aus dieser schönen Welt zum sogenannten Praktischen herab. Dies verursache den „kühlen und altgewordenen Ausgang“ der Dichtung. Eichendorff macht dafür den nüchternen religiös-ethischen Untergrund des Werkes verantwortlich und meint sehr schön: „Das sich selbst überlassene Leben, wenn es nicht in beständigem Rapport mit dem Überirdischen bleibt und von diesem erfrischt wird, dieses auch noch so künstlerisch dekorierte Evangelium der fünf Sinne gleitet, bei seiner angeborenen Schwere, notwendig immer tiefer zum Realismus herab.“

Eichendorff glaubt, daß Goethe nach seiner gewohnten Art, innerlich abgemachte Bildungsphasen durch ihre poetische Objektivierung sich vom Halse zu schaffen, gleichwie er das Geniefieber der Empfindsamkeit im „*Werther*“, den Sturm und Drang im „*Götter*“ hinter sich warf, so auch hier seiner eigenen rationalistischen Übergang von der Jugend zum Alter abzutun und poetisch zu rechtfertigen gesucht hat. Das Ganze erscheint ihm „ein unvergängliches Bild jener Zeit“. Überhaupt ist in den „*Lehrjahren*“ „das eigentliche Zeil des modernen historischen Romans am glücklichsten erreicht. Hier hat Goethe den verhüllten Geist einer denkwürdigen Entwicklungsperiode rein und scharf erkannt und ihn, indem er ihn frei walten läßt, mit allen seinen großen Be-

strebungen und kleinlichen Torheiten durch eine meisterhafte Darstellung für die Nachwelt festzubannen gewußt.“

In der menschlichen Mitte zwischen Phantasterei und Philisterhaftigkeit bewegen sich nach Eichendorff auch die „*Wanderjahre*“, in denen sich die Schlußphilosophie der „*Lehrjahre*“ welthistorisch machen soll, mit ihrer Lust am Allegorischen und dem Streben nach dem Nützlichen. Dabei rückt er die „pädagogische Provinz“ mit der Erörterung der dreifachen Ehrfurcht allzu breit in den Mittelgrund. Die gespriesenen Lebenszwecke seien nach innen eine quietistische Entsagung des Unmöglichen, um das Mögliche desto ruhiger zu genießen, und nach außen hin eine Art von Simonismus, das Streben nämlich, jedem Mitglied der Menschheit einen richtigen Anteil am Besitz und Genusse der vorhandenen Güter zu gewähren.

Zusammenfassend bezeichnet Eichendorff Goethes unmittelbar aus der Gegenwart gegriffene Romane als „ein fortlaufendes Epos der Bildung des Jahrhunderts, ihrer Leiden und Freuden, ihrer Irrtümer und Laster. Was seinen Helden fehlt, fehlt seiner Zeit und kann nicht dem Dichter, sondern uns zum Vorwurf gereichen; und jedenfalls wird man aus jenem historischen Romanzyklus für alle Zukunft diese Zeit besser als aus den Geschichtsbüchern studieren und verstehen können.“

An Dichtungen, aus denen sich für Goethes Weltansicht keine wesentlichen Züge gewinnen ließen, ging Eichendorff vorüber, so an „*Hermann und Dorothea*“ und an „*Reineke Fuchs*“. Beklagenswert bleibt, daß Goethes Lyrik ihn nicht zu einer umfassenden Charakteristik gereizt hat. Daß er sie hoch eingeschätzt hat, geht aus gelegentlich hingestreuten Bemerkungen hervor. So spricht er von den „durchaus volkstümlich gehaltenen“ Jugendliedern und fragt begeistert: „Wen überrascht nicht immer neu in Goethes Liedern und Romanzen die wunderbare Tiefe seines Naturgefühls?“ An einer andern Stelle beklagt er, daß Goethes „wunderbares Lied zuletzt in Gnomologie ausgeht.“

Eichendorff bewundert Goethes „sensuale Schöpferkraft“ und nimmt ihn in Schutz gegen jene merkwürdigen Bewunderer, die sich aus des Dichters geistiger Physiognomie nur den heidnischen Zug behalten und ihn bacchantisch zum Heiland der Sinnlichkeit und ihrer Fleischesreligion ausgerufen haben; er bezeichnet diese als „in totaler Einseitigkeit vernarrt“.

Die höchste Vorstellung hat Eichendorff von Goethes künstlerischer Vollendung. Er, der aus seiner religiösen Anschauung heraus mit dem eigentlichen Thema der Goetheschen Dichtung „auf keine Weise sich befreunden“ kann, stellt mit Befriedigung fest, daß Goethes künstlerische Vollendung in den Formen jetzt allgemein anerkannt sei.

Er rühmt „die reinkünstlerische, allen gewöhnlichen Effekt verschmähende und daher nicht gemeinfaßliche Schönheit Goethes“, dessen „überall seltener Virtuosität“ es sogar gelinge, das an sich Unsittliche künstlerisch zu bewältigen. Er preist „die durchsichtige Klarheit und proteusartige Mannigfaltigkeit seiner Darstellung“, die keineswegs als bloßer Luxus oder als zufälliger Schmuck betrachtet werden dürfe, und bezeichnet ihn als Meister in der Kunst der poesieumflossenen Menschheitsschilderung. Seine Harfe sei in ihren Hauptakkorden: des Gefühls, der Phantasie und des Verstandes, durchaus harmonisch gestimmt und gebe daher überall, woher der Wind auch blase, einen guten Klang.

Nachdem Eichendorff Goethes Werke unter dem religiösen Gesichtspunkt betrachtet und unumwunden „den Grundirrtum der Goetheschen Poesie“ nachzuweisen versucht hat, gibt er in der zusammenfassenden Würdigung desungeachtet neidlos zu, „daß er in der Richtung, welche die allgemeine Bildung der Zeit seit der Reformation genommen, unser größter Dichter ist. Er hat ohne Zweifel am besten erreicht, was diese vom positiven Christentum abgewandte Poesie aus sich selbst erreichen konnte: die vollendete Selbstvergötterung des emanzipierten Subjekts und der verhüllten irdischen Schönheit.“ Mit Rücksicht auf seine Kritik am Gehalt der Goetheschen Kunst meint er dann fortfahrend: „Das ist eben Goethes unübertroffene Meisterschaft, daß er uns in seinen Dichtungen ein edles, köstliches Gefäß hinterlassen hat, für immer würdig des größten Inhalts, den ihm künftige Geschlechter wiedergeben möchten.“

Daß Eichendorff für die Eigenart und Größe der Goethewelt Verständnis besaß, bezeugt der Umstand, daß er den „alten Seher“ mit Dante, Calderon und Shakespeare zu den großen Dichtern zählt und voll Bewunderung ausruft: „Wie viele mächtige Gedanken, Lebensanschauungen, ja ganz neue geistige Provinzen haben Herder, Goethe, die Romantiker entdeckt und erstritten!“ Ja, er konstituiert in seiner fragmentarischen Autobiographie „*Erlebtes*“ den Typus der „goethischen Naturen“ und meint damit jene seltenen Dichter, die ihre poetische Weltansicht jederzeit von der Wirklichkeit zu sondern wissen und daher besonnen über dem Leben stehen und dieses frei als ein Kunstwerk behandeln.

Ich habe im Vorstehenden die in den literarhistorischen Schriften Eichendorffs verstreuten Urteile zu einem kritischen Ganzen zu ordnen versucht. Die Gesamtansicht des Spätromantikers gipfelt in dem wunderbaren Bild, in das er seine eigentliche Meinung über Goethe kleidet: „Goethe ist uns immer wie ein herrlicher Baum erschienen, der, mächtig in der Erde wurzelnd, gar nicht in den Himmel wachsen mag und doch, weil er eben nicht anders kann, mit allen Zweigen und Knospen durstig von dem Lichte trinkt,

das durch sein kräftiges Laub zittert. Wir wollen keine Sterne von den Bäumen schütteln, aber wie in einem schönen Walde uns an dem geheimnisvollen Rauschen der Wipfel erbauen, das uns Wunder genug erzählt; denn Goethes Poesie war und blieb eine Naturpoesie im höheren Sinne. Da ist nichts Gemachtes; in gesundem frischen Trieb greift sie fröhlich und ahnungsreich in die schöne Welt hinaus, von allem Nektar der Erde und den darüber wehenden Himmelslüften sich nährend und stärkend. Sie gibt alles, was die Natur Köstliches geben kann: plastische Vollendung und sinnliche Genüge, aber sie gibt auch nicht mehr. Ihre Harmonie ist ihre Schönheit, die Schönheit ihre Religion; so wächst sie unbekümmert in steigender Metamorphose bis zur natürlichen Symbolik des Höchsten, vor dem sie scheu verstummt. Die Natur mit ihren mannigfaltigen Gebilden war ihm die ganze Offenbarung und der Dichter nur der Spiegel dieser Weltseele. Allein die Natur ist in ihrem Wesen auch mystisch, als ein verhülltes Ringen nach dem Unsichtbaren über ihr. Das fühlte er, wie er sich auch sträubte, und so beschloß er, wie die Natur ihr Tagewerk mit Symbolik, das seinige im zweiten Teil des ‚*Faust*‘ mit einer unzulänglichen Allegorie der Kirche.“

Parodie bei Eichendorff

Von Oskar Walzel

Ein Gedicht Eichendorffs ist mir längst besonders lieb geworden. Es entstammt seiner Spätzeit. Als alternder Mann, schon über fünfzig Jahre alt, blickt er zurück in seine Jugend. Wehmütig klingen die Verse „Bei Halle“ aus:

„Und Lieder und Lust und Schmerzen,
Wie liegen sie nun so weit –
O Jugend, wie tut im Herzen
Mir deine Schönheit so leid.“

Ich möchte nicht bei der Frage verweilen, welchen Sinn diese Worte haben können, ob sie so oder anders zu deuten sind. Der Unbefangene liest sicherlich nur heraus, daß hier einer der Schönheit seiner Jugend nachklagt, überzeugt, solche Schönheit längst aus seinem Leben ausgeschieden zu wissen. Je älter der Leser ist, desto stärker kann er das nachfühlen. Erinnerung aber an schöne Vergangenheit weckt in Eichendorff der Giebichenstein bei Halle. Hier hatte er mit seinen Jugendgenossen oft geweiht. Tiecks Schwager Reichardt nahm sie damals gastfreundlich auf. Im Sinn deutscher Romantik erlebten sie hier ihr Leben:

„Durchs Grün da Gesänge schallten –
Von Rossen, zu Lust und Streit,
Schauten viel schlanke Gestalten
Gleichwie in der Ritterzeit.

Wir waren die fahrenden Ritter,
Eine Burg war noch jedes Haus,
Es schaute durchs Blumengitter
Manch schönes Fräulein heraus.“

All das ist längst vorüber. Mit leiser Ironie wird festgestellt, daß das Fräulein alt geworden ist; der Ritterorden ist unter Philistern zerstreut; keiner kennt den andern mehr. Fremd wirkt die Gegend auf den späten Beschauer. Wie der Burggeist, halb im Traum, steht er jetzt auf dem verfallenen Schloß.

Lebensgeschichtliches drängt sich vor. Das Gedicht bleibt zunächst nur eine Illustration für die Geschichte von Eichendorffs Lebensgang. Gleichwohl steigert es sich aus dem Persönlichen ins Allgemeinere, in etwas, das auch für einen anderen gelten kann, der nicht Gleiches, sondern nur entfernt Verwandtes erlebt hat. Es hat manchem viel zu geben, der, irgendwie bedrückt durch das Gefühl des Alterns, sehnsüchtig seiner Frühzeit gedenkt, sogar dann noch, wenn er sich bewußt bleibt, nicht mit Eichendorff sagen zu können, daß er seitdem in allen Landen nimmer die Welt so schön gesehen habe. Dies Allgemeingültigere des Gedichts „*Bei Halle*“ erhebt es über die Schicht einer bloß persönlichen Lebensillustration zum Rang echter Lyrik.

Um so mehr überrascht, daß dies Gedicht tatsächlich nur eine der vielen Umwandlungen und Weiterbildungen von Goethes Versen „*Schäfers Klagelied*“ ist, die ja ihrerseits nur ein Volkslied um- und weiterbilden; es steht mit der Überschrift „*Müllers Abschied*“ im „*Wunderhorn*“. „*Schäfers Klagelied*“ lebte sich in der Lyrik der Romantiker, aber auch anderer Sänger, die im Sinn der Romantik später dichteten, immer wieder aus. Es war, als müßte jeder sich in der Ausdrucksform des Vorbilds ergehen Brentano und Arnim tun das, aber auch Uhland und ganz besonders Eichendorff. Noch Eichendorffs Sang „*In einem kühlen Grunde*“ gehört hierher. Bei Heine und bei Mörike kehrt sich solches Weiterdichten ins Parodistische um. Die Klage um Verlorenes versinkt in Komik, wenn in den Tönen und in den Wendungen von Goethes Gedicht bei Mörike der Lammwirt jammert, daß seine Wirtsherrlichkeit vorbei ist: „Mein Schild ist eingezogen, / Ein anderer hangt heraus.“ Wörtlich wiederholt er, was in ganz anderem Sinn Goethes Schäfer sagt: „Ich bin heruntergekommen / Und weiß doch selber nicht wie.“

Eichendorffs Erzählung „*Viel Lärmen um nichts*“ ist eine Fortsetzung seines Romans „*Abnung und Gegenwart*“. Ironisch kehrt die Nachgeschichte Ernstes in Komik um. Einer findet sein einstiges Liebchen; sie ist verheiratet. Sie sieht ihn aufmerksam an und sagt: „Du bist heruntergekommen!“ Er entgegnet: „Und weiß doch selber nicht wie!“ Eichendorff also scheut wie Mörike nicht, parodierend sich an Goethes Versen zu vergehen.

Das Gedicht „*Bei Halle*“ ist nicht Parodie, die Ernstes in Komisches verzerrt, so wenig wie Schenkendorfs Verse „*Das Bergschloß*“ und wie viele der anderen Gedichte, die an „*Schäfers Klagelied*“ anknüpfen. Wer, wie es heute geschieht, mit dem Begriff ‚Parodie‘ Komik unlöslich verbindet und das Wesen der Parodie in dem Enttäuschenden solcher Komik erblickt (die alten Griechen haben es nicht getan), dürfte „*Bei Halle*“ nicht als Parodie bezeichnen. Ein anderer Ausdruck ist freilich schwer zu finden. „*Varia-*

tion“ bleibt noch undeutlicher. Solches Weiterdichten im ernsten Sinn ist indes den Romantikern derart geläufig und bleibt so eng verbunden mit ihrer Neigung, parodistisch Ernstes ins Komische zu drehen, daß eine gemeinsame Wurzel für beides angenommen werden darf. Da wie dort übernehmen sie willig die Ausdrucksform eines anderen. Der wichtigste Fall ist die getreue Nachbildung von „*Wilhelm Meisters Lehrjahre*“ im romantischen Roman. Gerade „*Ahnung und Gegenwart*“ bleibt ein bezeichnendes Beispiel. Es genügt nicht, zu sagen, die Romantiker hätten nur den Stil von Goethes Werk übernommen, mag immer die Grenze zwischen Stilübernahme und dem Verfahren der Romantiker schwer zu ziehen sein. (Es lohnte, diese Aufgabe einmal in größerem Zusammenhang zu lösen.)

Schon das Wenige, das hier über die Nachwirkung von „*Schäfers Klage*“ vorgebracht wurde, erweist, daß mehr und anderes als Stiltreue vorliegt. Im Ernst und in der Komik läuft es auf ein Wiederholen von Goethes Worten hinaus. Man spricht wie in Zitate. Dergleichen ist auch im gesellschaftlichen Verkehr gebräuchlich, wenn Kultur eine hohe Stufe erstiegen hat. So sprach die Bildungswelt um 1700 in Wendungen des Horaz. In neuerer Zeit war etwa Paul Heyse, doch wohl auch im Leben und nicht bloß in seinen Erzählungen, geneigt, gleich vielen, die mit Vertretern anderer Völker in nahe Berührung gekommen waren, eine Unmenge lateinischer, italienischer, französischer Wendungen, in seine Sprache aufzunehmen. Mir sind im Leben viele begegnet, die mit unsichtbaren Anführungszeichen zu reden gewohnt waren. Jetzt wird das seltener und seltener. Es erscheint wie etwas Veraltetes, ja wie etwas Abgeschmacktes. Wer möchte noch auf langer Strecke so viel Wendungen Goethes bringen wie gelegentlich Spielhagen? Schon wenn einer weit auf deutschem Boden herumgekommen ist und in seinen Reden jetzt eine österreichische, dann eine schweizerische oder auch eine sächsische Wendung verwertet, beginnt das zu befremden. Alfred Kerr tat Ähnliches gern als Schriftsteller. Es wurde schon seit längerer Zeit auffällig genug, um strenge Sprachwissenschaft zu näherer Beleuchtung dieses Brauchs zu veranlassen. Nicht sei hier entschieden, ob das Verschwinden solcher Rede- und Schreibweise auf einen Rückgang der Kultur deutet oder nicht.

Am nächsten liegt dergleichen Ausdrucksform Kreisen von ausgesprochen ästhetischen Bedürfnissen. Es wird selbstverständlich, sobald Literatur sich viel um Literatur kümmert. Das war schon im 18. Jahrhundert in Deutschland der Fall und gelangte zur reichsten Entfaltung gerade in der deutschen Romantik. Notwendigerweise entwickelte sich eine Literatur für Literatur. Romantisches Dichten kam sofort um einen guten Teil seiner Bedeutung, nachdem die Literatur, die es parodierte, dem Vergessen

anheimgefallen war. Nicht bloß Immermanns zwei große Romane, schon Tiecks „*Gestiehlter Kater*“ und dessen umfangreiches romantisches Gefolge bedürfen längst ausgiebiger Kommentare, um überhaupt verstanden zu werden; ihre Anspielungen waren nur zu ihrer Zeit den Gebildeten geläufig. Freilich fordert sogar Aristophanes beträchtliche Kenntnis der griechischen Tragödie, wenn seine Parodie (etwa des Euripides in den „*Fröschen*“) überhaupt erfaßt werden soll. Allein Aristophanes tat den guten Griff, sich parodistisch an einem Dichter zu versündigen, um den sich die Nachwelt viel kümmern sollte. Als Platen seine angeblich aristophanischen Komödien gestaltete, begnügte er sich mit Dichtungen, die längst auch dem Hochgebildeten recht fremd geworden sind. Sogar Gedichte Goethes wie „*Der deutsche Parnaß*“ und die „*Musen und Grazien in der Mark*“ bleiben aus gleichem Grund den meisten ohne Deutung unverständlich.

Gleich ändern, auch wie Platen, treibt Goethe in den beiden Gedichten mimische Satire. Beschränktheit spricht sich selbst aus. Im „*deutschen Parnaß*“ redet Goethe parodierend mit den Wendungen Gleims; das andere Gedicht spricht ebenso die Sprache des Naturalisten von damals, des Pfarrers Schmidt von Werneuchen. Wilhelm Schlegel, Meister solcher mimischen Parodie, hat diesen Naturalisten noch erfolgreicher durch Nachbildung verhöhnt. All das kam nicht so weit wie die mimische Satire der „*Epistolae obscurorum viro- rum*“. Die Humanisten, die sie schufen, wandten sich zwar auch zunächst nur wieder an Humanisten, trieben also Literatur für Literatur. Doch eine Satire gegen das Küchenlatein konnte noch bis vor kurzem, kann bei einigen sogar heute auf Anteil Anspruch erheben, selbst dann, wenn Anlaß und Absicht dieser mimischen Satire dem Leser nicht ganz geläufig sind.

Mimische Parodie tragen vor allem die dramatischen Satiren der deutschen Romantiker. Ein seltsamer Zufall wolle, daß ein Gegner der Romantik, Kotzebue, den Reigen eröffnete. Sein „*Hyperboreischer Esel*“ läßt eine Bühnengestalt dauernd in Wendungen Friedrich Schlegels sprechen. Wilhelm Schlegel antwortete mit der „*Ehrenpforte*“, die er für Kotzebue errichtete. Tieck, Brentano und viele andere machten es ähnlich. Einer der folgerichtigsten Weiterführer dieser Richtung wurde Eichendorff.

Ist es nötig, hier viel von der Reihe der Lustspiele Eichendorffs zu sagen, die in dieses Gebiet gehören? „*Krieg den Philistern!*“, „*Meierbeth's Glück und Ende*“, dann das Puppenspiel „*Incognito*“ erlaubten ihm, seine parodistischen Neigungen zu entfalten. Das ist immer wieder mimische Satire und läßt Verkehrtheit sich selbst aussprechen. Das ist vor allem Parodie, die ins Komische wendet, was andere wichtig ist. Es scheidet sich deutlich ab von einem Weiterdichten wie es in dem Gedicht „*Bei Halle*“

besteht. Es scheint den Neigungen der deutschen Romantiker noch unbedingter entgegenzukommen. Und so wäre es für Eichendorff sogar minder bezeichnend als das Gedicht. Wiederholt es doch nur, was längst von anderen Romantikern getrieben worden war. Wirklich zählt ja Eichendorff zu den spätesten Romantikern. So blieb ihm nur übrig, zu wiederholen, was frühere Romantiker schon versucht hatten. Etwas Epigonenhaftes drängte sich ihm dadurch auf; daneben eröffnete sich ihm die Möglichkeit, auch noch in seine Satire einzubeziehen, was sich auf deutsche Romantik berief. Ähnlich übt Tieck zuletzt seinen Witz an Auswüchsen der deutschen Romantik. So hält es ja auch die Erzählung Eichendorffs *„Viel Lärmen um nichts“*.

Diese Leistung romantischer Ironie weckt zugleich, indem sie Nachgeschichte von *„Abnung und Gegenwart“* berichtet, den Eindruck, als sei *„Abnung und Gegenwart“* nicht Dichtung, sondern Wirklichkeit. Genau dasselbe ergibt sich in Goethes *„Wanderjahren“*. Wenn da einer den Spuren Mignons nachgeht, wird für den Leser Mignon unversehens aus der Gestalt einer Dichtung zu einem wirklichen Menschen. Solches Spiel mit den Grenzen von Wirklichkeit und Dichtung ist von vornherein echt romantisch. Auch Jean Paul liebt es. Parodie gewinnt einen neuen Sinn und tut, als böte sie den Schlüssel, der die Pforte von der Dichtung zu der ihr zugrunde liegenden Wirklichkeit eröffnet.

Das Gedicht *„Bei Halle“* bleibt von vornherein innerhalb der Grenzen des wirklichen Lebens. Umgekehrt erhebt sich Eichendorffs *„Taugenichts“* zur vollen Höhe reiner Erdichtung. Wohl spürt der Kundige, daß dieser Taugenichts letzten Endes den Helden romantischer Romane, also auch von *„Abnung und Gegenwart“*, einen Spiegel vorhält, der ihnen verrät, wieviel Nichtstueri sich hinter ihren hohen Absichten verbirgt. Doch nicht solche Satire, ja Selbstverspottung, ist das wahre Ziel der Erzählung; soll doch der Taugenichts nicht als nutzloser Geselle entlarvt werden. Humorvoll enthüllt sich in ihm das, was für Eichendorff als das rechte Verhalten des Menschen galt: eine innere Freiheit, die sich dem Zwang des Daseins nicht unterwirft. Heute könnte man von einem echt menschlichen Verzicht auf alles Betriebhafte des Daseins reden. Echtes Menschentum muß fähig sein, wegzuworfen, damit es nicht verliere. So meinte es Hebbel. Und deutet nicht Lessing, gewiß kein weltfremder Romantiker, auf Gleiches hin, wenn er im *Nathan* seinen Derwisch rufen läßt: „Wer sich Knall und Fall ihm selbst zu leben nicht entschließen kann, der lebt anderer Sklav’ auf immer? Humorvolle Parodie voll durchsichtigen Spotts gegen romantische Dichter und romantische Romanhelden wird in Eichendorffs *„Taugenichts“* zu einem Bekenntnis hochgemuten Menschentums. Hinter komischer Hülle birgt sich heiliger Ernst.

Gruß an Eichendorff

Von Richard von Schaukal

Grüß Gott, mein sel'ger Sänger,
Süßtönender Dichtermund,
Holdharfender Herzenfänger
Im träumenden Waldesgrund.

Mondsilberne Wipfel ragen
Aus der grünen Einsamkeit:
Sing mir von versunkenen Tagen,
Von der alten Herrlichkeit!

Ich will still sitzen und lauschen,
Als wär ich niemals erwacht,
Lauschen dem Lied und dem Rauschen
In der blauenden Sommernacht.

Eichendorffs „*Taugenichts*“

Von Thomas Mann

„*Aus dem Leben eines Taugenichts*“ ... Weiß man noch? – Und möchte man die holde Erinnerung nicht einmal auffrischen, gerade und trotzigerweise jetzt die schwebende, klingende Geschichte wieder lesen, die, als wir sie vordem lasen, vielleicht ein zerschlissenes Fetzen mit Eselsohren war und unterdessen zum vornehmsten Buchwerk geworden ist: solennen Formats, gedruckt in klaren und großen deutschen Lettern auf schönes, starkes Papier und obendrein geschmückt mit Zeichnungen von einem wunderlich anachronistisch wirkenden, genialen kleinen Herrn, mit dem romantisch-vorpolitischen Namen Preetorius?..

Es hat doch wohl keinen Sinn, daß ich die Fabel rekapituliere? Sie anspruchslos zu nennen, wäre schon zuviel gesagt. Sie ist die reine ironische Spielerei, und der Verfasser selbst macht sich darüber lustig, indem er gegen den Schluß jemanden sagen läßt: „Also zum Schluß, wie sich’s von selbst versteht und einem wohlherzogenen Romane gebührt: Entdeckung, Reue, Versöhnung, wir sind alle wieder lustig beisammen, und übermorgen ist Hochzeit!“ Aber der Roman ist nichts weniger als wohlherzogen, er entbehrt jedes soliden Schwergewichts, jedes psychologischen Ehrgeizes, jedes sozialkritischen Willens und jeder intellektuellen Zucht; er ist nichts als Traum, Musik, Gehenlassen, ziehender Posthornklang, Fernweh, Heimweg, Leuchtkugelfall auf nächtlichen Park, törichte Seligkeit, so daß einem die Ohren klingen und der Kopf summt vor poetischer Verzauberung und Verwirrung. Aber er ist auch Volkstanz im Sonntagsputz und wandernde Leierkasten, ein deutsch-romantisch gesehenes Künstler-Italien, fröhliche Schifffahrt einen schönen Fluß hinab, während die Abendsonne Wälder und Täler vergoldet und die Ufer von Waldhornklängen widerhallen, Sang vagierender Studenten, welche „die Hüt’ im Morgenstrahl“ schwenken, Gesundheit, Frische, Einfalt, Frauendienst, Humor, Drolligkeit, innige Lebenslust und eine stete Bereitschaft zum Liede, zum reinsten, erquickendsten, wunderschönsten Gesange ... Ja, die Weisen, die da erklingen, die überall eingestreut sind, als sei es nicht weiter viel damit – es sind nicht solche, die man nur eben in Kauf nimmt, es sind Kleinode der deutschen Lyrik, hochberühmt, unserm Ohr und Herzen alt und lieb vertraut; hier aber stehen sie an ihrem eigentlichen Platze, noch ganz ohne Ruhmespatina, noch nicht eingegangen in den Liederschatz der Jugend und des

Volkes, frisch, erstmalig und nagelneu: Dinge wie „*Wobin ich geh' und schaue*“, oder jenes „*Wer in die Fremde will wandern*“ mit dem Endruf „*Griß dich, Deutschland, aus Herzensgrund*“ oder „*Die treuen Berg' stehn auf der Wacht*“, und dann die Zauberstrophe, die eine als Maler verkleidete Frau zur Zither auf dem Balkon in die Sommernacht singt; die, wie jedes der Lieder, auf noch prosaischem Wege musikalisch vorbereitet wird. – „Weit von den Weinbergen herüber hörte man noch zuweilen einen Winzer singen, dazwischen blitzte es manchmal von ferne, und die ganze Gegend zitterte und säuselte im Mondschein“ – und die nun freilich nicht mehr volkstümlich ist, sondern ein Nonplusultra, eine betörende Essenz der Romantik, –

Schweigt der Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

Der Taugenichts nun also, um persönlich auf ihn zu kommen, ist ein Müllersjunge, der seinen Schimpfnamen daher hat, daß er daheim zu nichts taugt, als sich in der Sonne zu reckeln und die Geige zu spielen, und den sein Vater darum ärgerlich auf die Wanderschaft schickt, damit er sich draußen sein Brot erwerbe. „Nun“, sagt der Junge, „wenn ich ein Taugenichts bin, so ist's gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen.“ Und während rechts und links seine Bekannten und Kameraden „wie gestern und vorgestern und immerdar“ zur Arbeit hinausziehen, graben und pflügen, streicht er, „ewigen Sonntag“ im Gemüte, mit seiner Geige durchs Dorf in die freie Welt hinaus und lenkt mit dem nagelneuen Liede „*Wem Gott will rechte Gunst erweisen*“ begreiflicherweise die Aufmerksamkeit zweier Damen auf sich, die ihn in einem „köstlichen Reisewagen“ auf der Landstraße überholen. Sie nehmen ihn auf dem Trittbrette mit nach Wien, das er ins Blaue hinein als sein Wanderziel genannt hat; und damit beginnt der verträumte Reigen seiner deutsch-italienischen Abenteuer, die Geschichte seiner Liebe zur viel schönen gnäd'gen Frau, diese willenlose Geschichte, die sich in einer Opernintrige verwirrt, um sich in kindliches Wohlgefallen aufzulösen, und in welcher der Charakter dessen, der sie erlebt und erzählt, sich so treuherzig-unverantwortlich offenbart.

Der Charakter des Taugenichts ist folgender. Seine Bedürfnisse schwanken zwischen völligstem Müßiggang, so daß ihm vor Faulheit die Knochen knacken, und einem vag-

erwartungsvollen Vagabundentriebe ins Weite, der ihm die Landstraßen als Brücken – über das schimmernde Land sich fern über Berge und Täler hinausschwingende Brücken zeigt. Er ist nicht allein selber nutzlos, sondern er wünscht auch die Welt nutzlos zu sehen, und als er ein Gärtchen zu bewirtschaften hat, wirft er Kartoffeln und anderes Gemüse, das er darin findet, hinaus und bebaut es zum Befremden der Leute ganz mit erlesenen Blumen, mit denen er allerdings seine hohe Frau beschenken will und die also wohl einen Zweck haben, aber nur einen unpraktisch-empfindsamen. Er ist von der Familie der jüngsten Söhne und dummen Hänse des Märchens, von denen niemand etwas erwartet und die dann doch die Aufgabe lösen und die Prinzessin zur Frau bekommen. Das heißt, er ist ein Gotteskind, dem es der Herr im Schlafe gibt, und er weiß das auch; denn als er in die Welt zieht, wiederholt er nicht seines Vaters Wort vom Broterwerb, sondern erklärt leichthin, er gehe sein Glück zu machen. Auch ist er so hübsch von Gesicht, daß in Italien, wo er ohne es zu wissen, infolge der Intrige eine Zeitlang für ein verkleidetes Mädchen gilt, ein schwärmerischer Student sich recht hoffnungslos in ihn verliebt, und daß überhaupt alle Herzen sich freundlich zu ihm neigen.

Trotzdem aber und obgleich er die schöne Wandererde, das frische Krähen der Hähne über die leise wogenden Kornfelder hin, die schweifenden Lerchen zwischen den Morgenstreifen hoch am Himmel, den ernsten Mittag, die flüsternde Nacht aus dankbarer Seele liebt und innig belauscht, ist er in der Welt doch nicht zu Hause, hat in der Regel nicht teil an dem Glücke derer, die sich in ihr zu Hause fühlen. „Alles ist so fröhlich“, denkt er, während er wie öfters über der Welt in einer Baumkrone sitzt; „um dich kümmerst sich kein Mensch. Und so geht es mir überall und immer. Jeder hat sein Plätzchen auf der Erde ausgesteckt, hat seinen warmen Ofen, seine Tasse Kaffee, seine Frau, sein Glas Wein zu Abend und ist so recht zufrieden. Mir ist’s nirgends recht. Es ist, als wäre ich überall eben zu spät gekommen, als hätte die ganze Welt gar nicht auf mich gerechnet.“ Er vergleicht sich mit einem zusammengerollten Igel, mit einer Nachtteule, die in Ruinen hockt, mit einer Rohrdommel im Schilfe eines einsamen Weihers. Und er nimmt dann seine Geige von der Wand und spricht zu ihr: „Komm nur her, du getreues Instrument! Unser Reich ist nicht von dieser Welt!“ Er ist ein Künstler und ein Genie – was nicht seine eigene Behauptung noch die des Dichters ist, aber durch seine Lieder zur schönsten Evidenz erwiesen wird.

Gleichwohl hat sein Wesen nicht den geringsten Einschlag von Exzentrizität, Problematik, Dämonie, Krankhaftigkeit. Nichts ist bezeichnender für ihn, als sein „Grausen“ vor den wildschönen und überspannten Reden des Malers in dem römischen Garten,

eines Bohemiens von dekorativem Gebaren, der mit grotesker Lustigkeit von Genie und Ewigkeit, von „Zucken, Weintrinken und Hungerleiden“ rodomontiert und dabei mit seinen verwirrten Haaren vom Tanzen und Trinken im Mondschein ganz leichenblau anzusehen ist. Der Taugenichts schleicht sich davon. Obgleich Landstreicher, Musikant und Verliebter, versteht er sich nur schlecht auf die Boheme – denn die Boheme ist eine äußerst literarische und naturferne Form der Romantik und er ist vollkommen unliterarisch. Er ist Volk, seine Melancholie ist die des Volksliedes und seine Lebensfreude desselben Geistes. Er ist gesund, wenn auch keineswegs derb, und kann die Verrücktheiten nicht ausstehen. Er „befiehlt sich Gottes Führung, zieht seine Violine hervor und spielt alle seine liebsten Stücke durch, daß es recht fröhlich in dem einsamen Walde erklang.“ Dieser Romantizismus ist ganz unentartet und unentgleist, er ist human, und sein Grundton ist melancholisch-humoristisch. Wo dieser Ton drollig wird, erinnert er auffallend an den eines sehr hohen germanischen Humoristen der Gegenwart, der ebenfalls Volk und inniger Landstreicher ist: an den Knut Hamsums. „Parlez-vous francais? Sagte ich endlich in meiner Angst zu ihm. Er schüttelte mit dem Kopfe, und das war mir sehr lieb, denn ich konnte ja auch nicht Französisch.“

Der Taugenichts verleugnet den Humoristen auch nicht in der Liebe. Auch seine Liebe ist nicht „leichenblau“, auch sie ist human, das heißt melancholisch, innig und humoristisch. Er würde sich niemals, wie der welsche Student tut, der ihn für ein Mädchen hält, jemandem mit *iddio* und *cuore* und *amore* und *furore* zu Füßen stürzen. Als „alles, alles gut“ ist und er seine hohe Frau haben kann, da sie gottlob nur eine Portiersnichte ist, da ist er „so recht seelenvergnügt“ und langt eine Handvoll Knackmandeln aus der Tasche, die er noch aus Italien mitgebracht hat. „Sie nahm auch davon, und wir knackten nun und sahen zufrieden in die stille Gegend hinein.“ Das ist so freiwillig humoristisch, daß keine unwillkürliche Komik aufkommen kann, und man erinnert sich, daß auch die Märchenhäuse sich nicht exaltierter aufführen, wenn sie die Prinzessin bekommen. Der Taugenichts ist in geschlechtlichen Dingen unschuldig bis zur Tölpelhaftigkeit und geht aus recht heiklen Lebenslagen, in die er dank der Intrige gerät, unberührt und ahnungslos hervor. Daß seine Reinheit nicht albern wirkt, ist eine starke poetische Leistung. Es ist die Reinheit des Volksliedes und des Märchens und also gesund und nicht exzentrisch. Er hat die Naivität und Freimenschlichkeit gemeinsam mit Gestalten wie dem Wagnerschen Waldknaben, dem Helden der Dschungelbücher und Kaspar Hauser. Aber er hat weder Siegfrieds Muskelhypertrophie, noch Parsivals Heiligkeit, noch Mowglis Halbtierheit, noch Hausers seelische Kellerfarbe. Das alles wären Exzentrizitäten; der Taugenichts aber ist humangemäßigt. Er ist Mensch, und er ist

es so sehr, daß er überhaupt nichts außerdem sein will und kann: eben deshalb ist er der Taugenichts. Denn man ist selbstverständlich ein Taugenichts, wenn man nichts weiter prästiert, als eben ein Mensch zu sein. Auch ist sein Menschentum wenig differenziert, es hat etwas Abstraktes, es ist bestimmt eigentlich nur im nationalen Sinne – dies allerdings sehr stark; er ist überzeugend und exemplarisch deutsch, und obgleich sein Format so bescheiden ist, möchte man ausrufen: wahrhaftig, der deutsche Mensch! –

Zauber eines alten Buches

Von Friedrich Luft

Manche befassen sich mit Politik, manche mit Wirtschaftskrisen. Einige setzen sich in verdunkelte Räume, starren auf eine erleuchtete Leinwand und lassen sich aufregen. Wieder andere besteigen einen Ballon und treiben in die Wolken. Welche gibt es, denen macht es Freude, mit einem länglichen Luftschiff nordwärts zu gondeln und unseren alten Globus etwas unter die Achse zu kitzeln. Oder sie fahren zum Zeitvertreib über weite Meere. Noch andere sind da, die setzen sich in ein großes Flugzeug und begeben sich in exotische Länder. Manche tanzen sich nach wilden Rhythmen atemlos. Andere ziehen sich beim Studieren der Kurszettel kleine Schlaganfälle zu. Pferderennen besuchen viele. Wenige nehmen Geld ein. Alle geben Geld aus. Manche ärgern sich. Manche freuen sich. Wieder andere...

Ich bin zu Hause. Unter meiner guten, roten Lampe sitze ich und lese in einem alten, etwas abgegriffenen Buche mit buntem Einband. Ganz still und andächtig sitze ich da, wende Seite um Seite und bin sehr glücklich.

Kein spannendes Buch übrigens, kein Detektivroman, kein politisches Buch, das ich in der Hand halte – ach nein. Eine sehr harmlose Geschichte wird darin erzählt. Und wenn sie schon aufregend wäre, mir kann sie die Ruhe nicht nehmen, ich habe sie zu oft gelesen.

Ich kenne alles, ja, ich weiß ganze Sätze auswendig, und wenn sich einmal Verse in den Lauf der Erzählung einschleichen, wenn dem Held der Geschichte plötzlich die Lust ankommt, schnell ein kleines Lied zu singen – und das ereignet sich oft – in solchen Fällen kann es geschehen, daß ich den kleinen Band auf die Knie lege und mir die Reime leise hersage. Volksliedhafte Reime, leicht sentimental oder aufrichtig fröhlich; gute und gültige Verse.

Ach, ich kenne das Buch schon lange, und meine Zuneigung zu ihm begann an einem der heißen Sommertage, die wir vor vielen Jahren am Rande eines märkischen Sees schwimmend, sonnend, uns aalend verbrachten. Da nahm einer von uns dies alte Buch,

führte uns auf eine kleine Anhöhe, von der man über Kiefernwälder und Obstgärten weit ins Land sehen konnte und las uns daraus vor.

So fing es an. Und es steigerte sich mit den Jahren. Damals, als ich es zuerst kennenlernte, hatte ich ihm gegenüber noch eine kindische Scheu und Schüchternheit zu überwinden. Nicht wahr, wenn man so unverschämt jung ist wie wir dort, dann glaubt man, daß alles, was alt und würdig aussieht, notwendig auch überholt und leicht angekalkt sein muß; nicht wahr, dann ist man noch sehr selbstbewußt, zuversichtlich und etwas dumm. So waren wir damals.

Aber das legte sich bald. Wir lernten die Vorzüge des Imperfektes kennen, sobald wir selbst nur etwas Vergangenheit erworben hatten. Wir sahen ein, daß vieles durch sein Alter gut und köstlich ist, daß manche erst mit Runzeln schön werden und mit jedem weißen Haar gewinnen.

Und da kam es denn so weit, daß ich es daheim noch einmal las und nach einiger Zeit wieder und immer wieder. Ich nahm es mit auf die Reisen und Fahrten, die wir in den Sommerferien unternahmen, ich trennte mich ungern von ihm wie einem guten Freund. Auch der Umstand, daß man in der Reifeprüfung Rechenschaft von mir forderte, was ich von diesem, ausgerechnet diesem Stück deutscher Literatur wisse und halte, daß ich dastand, traurig-festlich gekleidet, die heißen aufgeregten Hände auf dem Rücken ineinandergepreßt, und einem nur sehr teilweise geschätzten Gremium prüfender Schulmeister Beichte ablegen mußte von meiner kleinen Freundschaft zu diesem Band – all das hat meiner Zuneigung zu ihm keinen Abbruch getan.

Heut sitz ich wieder davor. Und lese ...

Was für ein Buch!

Es fängt damit an, daß einer, da es Frühling wird, sich kurzerhand entschließt, in die Welt zu gehen und sein Glück zu machen, auf und davon. Durch den Morgen ein Lied singend, fröhlich, „ewigen Sonntag im Gemüt“, mit offenen Augen, mit gesunder Schadenfreude darüber, daß seine Kameraden, daß die Bauern jetzt zur Arbeit ziehen müssen, streicht er in die freie Welt hinaus, dem Glück nach.

Aber die Erlebnisse die nun erzählt werden, sind eigentlich unbedeutend, so schön und heiter sie zu lesen sind. Daß er unter die Räuber gerät, daß er auf einem verwunschenen Schlosse gefangen gehalten wird, daß er nach Rom kommt, in Verwechslungen, Mißverständnisse, Mystifikationen bis an die Knie gerät, das ist lustig und herrlich gemacht, ist so wunderschön ausgedacht, daß man jedesmal seine helle Freude daran hat. Doch die Hauptsache ist es nicht. Die äußere Handlung der Novelle ist nur Vorwand, die

geistige Haltung des Helden in den seltsamsten Situationen aufzuzeigen. Die Sache ist so nachahmenswert, so vorbildlich, so schön, daß über sie ein paar Worte gesagt sein sollen. Eine glückliche Natur, so würde man ihn nennen, wie er dahinwandert und die Augen weit aufsperrt, wie er dankbar ist für jede Kleinigkeit, ein Mensch, der weiß, daß er nichts zu verlieren hat, nur gewinnen kann. Das ist die Basis, auf der er steht, das ist der Punkt, von dem er ausgeht. Unsereiner tut so, als ob es nichts als billig wäre, wenn morgens die Sonne scheint, wenn ein leichter Regen fällt, wenn Wolken am Himmel stehen. Wir sind schon so weit, daß uns kaum einmal bewußt wird, aus welcher Himmelsrichtung eigentlich der Wind geht. Wir sind schrecklich stumpf und anmaßend den Dingen der Natur gegenüber geworden, haben den Kopf voll von Geschäften, Pflichten und Arbeit – ganz anders er.

Er nimmt nichts wichtiger, als es ist, überschätzt nichts und niemand, so daß er Zeit und Kraft übrig behält, seine ganze Aufmerksamkeit auf etwas anderes zu richten. Wenn er einmal im Wandern einhält, so ist es nur, um stehen zu bleiben und einen Wald zu betrachten und etwas gern zu haben, oder um schnell einmal auf einen hohen Baum auf einem Abhang zu klettern und, in den Zweigen sitzend, sich über dem tiefen Tal zu wiegen. Oder nachts – da kann er nicht anders, da muß er sein Quartier noch einmal verlassen. Die warme Sommernacht verführt zu sehr, „etwas *gassatim* zu gehen“. Oft muß er suchend in den Himmel starren, weil wieder einmal eine Lerche über ihm jubiliert und schmettert, „daß es eine rechte Lust ist“.

Er wandert und staunt die Natur an. Was ihm sonst zustößt, nimmt ihn nicht sehr mit. Alle Abenteuer, die er erlebt, können ihn nicht so verblüffen wie ein Sonnenaufgang oder eine Sternennacht. So ist er. Er möchte gar nicht so reisen: „Pferde und Kaffee und frischüberzogene Betten und Nachtmützen und Stiefelknecht vorausbestellt. Das ist just das schönste, wenn wir so frühmorgens heraustreten und die Zugvögel hoch über uns fortziehen, daß wir gar nicht wissen, welcher Schornstein heute für uns raucht und gar nicht voraussehen, was uns bis zum Abend noch für ein besonderes Glück beegnen kann.“

So denkt er. Und ist das nicht schön gedacht?

Jetzt mache mir ja niemand den Einwand, daß es ja alles sehr nett und hübsch sei, aber er selbst solle nur einmal versuchen, morgens aufzustehen, den Hut im ersten Sonnenstrahl zu schwenken und so zum Tor hinauszuwandern. Wer könne das heut-

zutage machen, man denke doch: Frau und Kinder, das Büro, die vielen Verpflichtungen. Nicht wahr?

Diesen Einwand soll niemand machen. Denn das Buch ist keine Aufforderung, den Schlips an den Nagel zu hängen und sein lebelang den Reizen der Natur nachzujagen. Das ist es nicht; der es schrieb, war selbst in Amt und Ehren, war wohlbestallter Konsistorial- und Schulrat in der Stadt Danzig, wenn er auch 75 Jahre tot ist und schon deswegen eigentlich gefeiert werden müßte. Der es schriebe, wußte also auch, daß es nicht geht, auf die Dauer so zu leben wie sein Held. Er muß einen andern Grund gehabt haben, seine Geschichte zu erzählen.

Diesen wohl:

Er wollte zeigen, daß zum Leben in dieser seltsamen Welt ein gut Teil Leichtsinn und ein ganzer Kerl gehört. Er wollte dartun, daß es wenig Sinn hat, dazustehen und zu stöhnen, wenn einen ein Unglück trifft. Mit den Achseln zucken soll man und versuchen, neu zu beginnen. Nicht jedem Ansatz zu einer schlechten Laune soll man nachgehen und nicht verzweifeln, wens auch noch so schwer werden will in dieser verfahrenen Zeit. Der Held des Buches hätte auch wahrlich genug Gelegenheit dazu, die Flinte ins Korn zu werfen. Aber er hält stand, er lacht dem Unglück, der Gefahr ins Gesicht – und schon ist alles nicht mehr so schlimm.

Das Buch führt zu den unscheinbaren Schönheiten am Wege, die man nur anzurühren braucht, und sie strahlen ein ganzes Glück aus. Auch hier in der großen Stadt – weiß der Himmel: eine Blume im Park, an dem du morgens vorbeikommst, ein seltener Nebel, ein Baum in einem Vorgarten, ein hübsches Gesicht, im Vorübergehen rasch und kaum gesehen, ein spielendes Kind, ein paar verwehte Cellotöne aus einem halboffenen Fenster dringend – ach tausenderlei. ...

So. Und jetzt möchte ich dich um etwas bitten. Wenn du das nächste Mal Lust hast, dich zu zerstreuen, wenn du eine kleine Erholung und Freude suchst – gehe nicht ins Kaffeehaus, ziehe nicht ins Kino. Lies einmal das kleine Buch, von dem hier gesprochen wurde, nimm dir die knappen hundert Seiten vor und freue dich an ihnen. Das ist ein Genuß, der vorhält. Ein Tonfilm wirkt für einen Abend. Dieser kleine Band hier vermittelt eine geistige Haltung, strahlt eine seelische Helle und Schönheit aus. So etwas bleibt für ein ganzes Leben.

Falls aber einer unter uns sein sollte, der immer noch nicht erraten hat, wovon eigentlich die Rede ist, will ich hier noch einmal hinschreiben, daß das Ganze um eine Novelle Josephs von Eichendorff geschrieben ist: „*Aus dem Leben eines Taugenichts*.“

Was sehe ich nun?

Jetzt sehe ich dich, wie du unsern Almanach zusammenklappst, auf den Tisch legst und aufstehst. Du trittst an den Bücherschrank, kramst eine Weile lang darin herum und rufst dann Ella. Ob sie nicht mal so'n komisch eingebundenes Buch gesehen habe ... muß ganz dahinten irgendwo gestanden haben ... noch von der Schule her. – Dann kramt sie und schließlich schimpfst du, daß mit diesem ewigen Reinemachen noch alles wegkommt.

Später ruft Ella zu Tisch, du ißt eine Kleinigkeit, du trinkst einen Schluck. Dann nimmst du Hut und Mantel vom Haken und gehst doch wieder ins Kino.

Sieh mal, so bist du heute!

Unstern

Ein unveröffentlichtes Novellenfragment
Josephs von Eichendorff

Mitgeteilt von Hubert Pöhlein

In der gesamten Eichendorff-Literatur ist bis auf die letzte Zeit ein Umstand ziemlich unberücksichtigt geblieben: die Darstellung der ironisch-satirischen Schriften. Diese Seite seines Schaffens darf neben seiner lyrischen und dramatischen Gestaltungskraft nicht übersehen werden; der Dichter bekennt selbst: „Im entscheidenden Moment überrumpelt mich jedesmal unwiderstehlich hinreißend mein poetisches, oder vielmehr tief humoristisches Naturell, das immer zur Unzeit schlagend gegen jederlei verdrehte und versteckte Affektion der Welt heiter-wütend, plötzlich unversehens und fast jauchzend ausbricht.“ (Einleitung zur Novelle „*Unstern*“). Die beiden Fragmente „*Unstern*“, die hier zum erstenmal dem Druck übergeben werden, sind vielleicht die markantesten Zeugnisse hierfür. Als ironische Dichtungen Eichendorffs stehen sie jedoch nicht allein; der Geist dieser Novelle geht durch die meisten seiner Memoirenfragmente, durch manche seiner Dramen, sowie durch die bisher als „*Biographische Schriften*“ bekannten Aufsätze. Andererseits würde man viel zu weit gehen, im „*Unstern*“ nur das satirische, „dithyrambisch-humoristische“ Moment suchen zu wollen; alles ist beherrscht von einem äußerst mannigfachen Stimmungswechsel, der am besten mit einem eignen, auf diese Fragmente bezüglichen Programmsatz Eichendorffs gekennzeichnet werden kann: „Wobei ich dann Ernst und Satire und Wehmut fein mit anbringen kann.“ Gerade das Motiv der Heimatliebe und Heimatsehnsucht ist hier stärker ausgeprägt, als vielleicht irgendwo anders. Der Gedanke an Lubowitz durchzieht den ganzen Entwurf. Inhaltliches Ziel war für den Dichter die Bloßstellung aller nur erdenklichen Schwächen seiner Zeit; er wollte Abrechnung halten auf humoristische Weise mit dem pedantischen, sich überhebenden Beamtentum, mit aller liebedienenden Streberei und Ordenssucht, dem Protektionswesen, mit dem kraftlosen und für wahrhaft Großes nicht mehr begeisterungsfähigen Spießbürgertum, mit dem selbstsüchtigen, wankelmütigen Geist seiner Zeit, sozialen und politischen Strömungen und verschiedenen Modetorheiten.

Abschließend müssen noch einige Worte gesprochen werden über die zeitliche Einordnung

der Novelle „*Unstern*“ in das Gesamtschaffen Eichendorffs. Nach allgemeiner Ansicht gilt als Entstehungszeit das Jahr 1838. Man möchte jedoch versucht sein, den Zeitpunkt bald früher, bald später anzusetzen. Nach dem Wortlaut der Stelle über Goethe, Seite 89 solle man annehmen, der Entwurf habe schon 1832 bestanden. Nach den Zusammenhängen mit dem Entwurf „*Tagebuch eines Einsiedlers*“ kann man an die viel spätere Zeit der reflektierenden Periode seines Memoirenschaffens denken, etwa um das Jahr 1855 oder später. Festigen ließe sich diese Ansicht mit dem Hinweis aus „*Incognito*“, das erst 1841 entstanden ist. Auch inhaltlich ließe sich dafür anführen, daß Eichendorff sich bereits im Entwurf als alten Mann bezeichnet, bereits mit dem Leben abgeschlossen haben will, und behauptet, zwar nicht sein weltliches, aber wohl sein geistliches Glück gefunden zu haben. Endlich hat Eichendorff vielleicht keine andere Novelle geschrieben, die so zahlreiche Parallelstellen aufzuweisen hat im Gesamtschaffen als gerade „*Unstern*“. Die Wiederaufnahme aller Gedanken aus den übrigen Memoirenwerken wird aus den zahlreichen Anmerkungen unter dem Text ersichtlich werden; man kann die ganze Novelle als letzte und endgültige Fassung aller Memoirenfragmente ansehen. Wenigstens sind darin alle anderen Bruchstücke gedanklich enthalten. Ob aber deshalb die anderen Novellen und Lieder, die Hexameterentwürfe ihre Selbstberechtigung verlieren, soll stark bezweifelt sein; gerade in der verschiedenen Fassung des Kapitels von seiner Geburt ist ganz deutlich eine dem „*Unstern*“ artfremde Novelle angedeutet.

Das Manuskript zu den beiden Entwürfen des „*Unstern*“ befindet sich heute im Besitz des Freiherrn Karl von Eichendorff, der die Herausgabe anregte und förderte.

Die Art der Drucklegung muß auch mit einem Wort gestreift werden. Es ist ganz klar, daß ein Entwurf, der noch vielfachen Wandlungen des Werdens unterliegt, vom Dichter mit zahlreichen Streichungen, Zusätzen und Änderungen versehen wurde. Trotzdem sollte versucht werden, den Text nicht bloß in der endgültigen Fassung zu bringen, sondern auch die zahlreichen, meist sehr interessanten Variationen und Duplikationen mit einzuflechten. Darum sind alle vom Dichter gestrichenen Stellen in eckigen Klammern gesetzt, alle Randnotizen und Zusätze, die den Gang der Erzählung manchmal hemmen oder verdoppeln, in Antiqua eingeschoben. Vom Dichter bereits in runden Klammern angeführte Stellen wurden mit ebensolchen Zeichen wiedergegeben. Die Rückweise auf andere Blätter und Handschriften sind ebenfalls mit angegeben, wengleich wenig Hoffnung besteht, daß sie aufgefunden und in den Zusammenhang eingefügt werden können. Der eigentliche Entwurf zur Novelle folgt als Teil B an zweiter Stelle, das Fragment der Ausführung als Teil A kann leichter in den ganzen Geist und die Eigenart der Novelle einführen und ist deshalb an die Spitze gestellt.

[Abb.: Das Wallefeld von Lubowitz
Das Wallefeld bei Lubowitz]

Teil A

Erstes Kapitel

Das erste Kapitel will ich lieber gantz übergehen, ich habe zu viel zu thun u. den Kopf zu voll von den prächtigen Abenteuern, die ich zur [großen] Freude des geneigten Lesers beschreiben will. Und gleich hier kann man wahrlich Gottes Langmuth nicht genug bewundern, der recht gut wußte, wie genial wir endlich in gegenwärtiger Zeit werden würden, u. doch die gantze Geschichte, die Flegeljahre des Mittelalters, über die Allongerücken u. Haarbeutel fort bis zu den Preußischen Gardezöpfen durchkomponirt hat!¹ Ich wär's nicht instande, mir wächst schon diese kleine Geschichte hier mit Gewalt aus den Windeln, ich kann sie nicht halten. Was gehen auch den Leser meine Kinderjahre an! Ja von dem einen² – es wundert mich überhaupt nur, daß er mich noch liest – kann ich mir durchaus nicht vorstellen, daß er jemals ein Kind gewesen seyn sollte, sondern glaube bestimmt, daß er sogleich in Hosen und Frack zur Welt gekommen ist. Für diesen würdigen Mann aber hege ich eine gantz eigne Ehrerbietung u. versinke öfters unwillkürlich in eine weitläufige Betrachtung seiner erstaunlichen Eigenschaften, dieser ernsten Haltung, schmeichelhaften Herablassung, vornehmgebogener Nase. – Ich empfehle mich ihm gantz gehorsamst u. dedizire ihm diese Novelle, er braucht sie darum nicht zu lesen [er weiß ja doch alles besser].

Eigentlich wollte ich in diesem Kapitel, gleichsam spielend, neue Gedanken über die Kindererziehung hinwerfen, einen tiefen Blick in die Schulen thun u. so unvermerkt mich zu den Universitäten wenden.³ Darüber war ich aber [unverhofft] eingeschlafen. Da träumte mir, ich säße auf der Schwelle vor meines Vaters Haus u. blätterte in Bertuchs Bilderbuch,⁴ der Schnee tröpfelte ständig vom Dach, die Sonne schien warm

¹ Vgl.: „*Erlebtes*, I. *Der Adel und die Revolution*“.

² Hier könnte E. vielleicht humoristisch an Goethe denken. Dieser wollte auf der Höhe seines Ruhmes kaum ein anderes aufstrebendes Talent dulden, und tadelte vieles, was der Beachtung wert gewesen wäre. (Vgl. hierzu: Goedeke, *Grundriß zur Geschichte der Deutschen Dichtung*, 1859 II/864). Jedenfalls legte Goethe das Dedikationsexemplar von E.'s: „*Der letzte Held von Marienburg*“ ungelesen zur Seite; (wie er schon 1815 sich ausgedrückt hatte, daß er statt der „Preßfreiheit“ die „Nichtlesefreiheit“ für sich in Anspruch nehmen werde). Nach einem Zitat zu schließen, scheint er jedoch „*Ahnung und Gegenwart*“ gekannt zu haben.

³ Vgl.: „*Halle und Heidelberg*“; zusammen mit „*Der Adel und die Revolution*“, zwei weitergeführte Kapitel dieser Einleitung. Auch auf den ironisch-satirischen Ton abgestimmt, ohne aber auf das Romantisch-Memoirenhafte dieser Novelle einzugehen.

⁴ Bertuch, Friedrich Justin, (1747–1822), Buchhändler, Legationsrat, Gründer und Herausgeber verschiedener Zeitschriften; Jugendschriftsteller; gab 24 Bände Bilderbücher für Kinder heraus. Vergl. Tagebuch zum 8. Juli 1805, wonach E. Bertuch persönlich kennen lernte. (HKA XI/103).

durch die Fenster über den getäfelten Fußboden der Zimmer hinter mir, drinn hörte ich die Flötenuhr das alte Stückchen spielen.⁵ Seitwärts aber sah ich den alten Daniel, den Diener des Hauses, bis an die Brust im Morgennebel stehn u. Haselstöcke schneiden, im mittelsten Gange des Gartens gieng mein Vater schweigend auf u. nieder, es fiel keinem auf, daß ich wieder vor der Thür saß, als wär' ich gar nicht fortgewesen. Nun erblickte ich tiefer im Garten auch unser schönes Nachbarskind mit den langen, langen blonden Locken, sie saß am Bergeshang im laublosen Wipfel der Linde, von mir abgewendet, u. sang u. sang, ich kannte das Lied recht gut, u. wie sie sang gieng auf einmal ein Frühlingsschauer durch den gantzen Garten, u. immer weiter, [durchs Land,] die Nebel zerrissen, ich sah den Fluß im Grund, die ferne Stadt, die blauen Berge dahinter. – Angela! rief ich, das Kind wandte schnell das Köpfchen – da wacht' ich auf.⁶

Als ich [noch gantz] verwirrt in meinem Zimmer umhersah, war das Licht tief heruntergebrannt, von draußen sah ein fremdes Land mit schneeblimmernden Gebirgszacken durch die Fenster herein, die Heimath war so fern, mein Haar ergraut, Vater und Mutter lange todt. – Das könnte einen toll machen – ich fange daher ohne weiteres mit dem

Zweiten Kapitel

an, denn warum ich beim Aufwachen grade schneebedeckte Gebirgszacken erblickt, kann der wißbegierige Leser erst im letzten Kapitel erfahren. Eins aber habe ich im vorigen doch verträumt, das ich hier nothwendig nachholen muß, weil es von großer Wichtigkeit für mich ins, nemlich meine Geburt. Das trug sich aber folgendermaßen zu:

Es war eine tiefe, stille, klare Winternacht des Jahres 1788, die Konstellation war überaus günstig, Jupiter und Venus blinkten freundlich auf die weißen Dächer, der Mond stand im Zeichen der Jungfrau u. mußte Schlag Mitternacht kulminiren. Da gewahrte man auf dem einsamen Landschloß zu L. ein wunderbares, geheimnißvolles Treiben u. Durcheinanderrennen Treppauf, Treppab, Lichter irrten u. verschwanden an den Fenstern, aber alles still u. lautlos, als schweiften Geister durch das alte Haus. Schade, daß ich damals nicht aus dem Fenster sehen konnte, [weil ich noch nicht geboren war,] denn die Gegend unten hatte feierlich ein schneeweißes Gewand angethan u. der Mond flimmernde Juwelen darübergeworfen, die Bäume im Garten standen festlich gepudert vom Reife in stiller Erwartung, nur die schlanken Pappeln konnten es nicht

⁵ Diese Erinnerung an Lubowitz inhaltlich oft schon in den Memoirenfragmenten vorgebildet.

⁶ Die ganze Szene im Entwurf A erst am Schlusse, erinnernd an „*Idyll von Lubowitz*“, hier ist das Mädchen wieder selbst Angela, die im Entwurf A schon erwachsen und verheiratet ist.

erwarten u. verneigten sich im Winde immerfort ehrerbietig gegen das Schloß u. die weißen Schornsteine streckten sich verträumt, um zu sehn, was es gäbe, denn hoch über sie fort gieng ein nächtlicher Wanderzug wilder Gänse, an die Flucht der Stunden mahnend, u. manchmal schlug ein Hund an fern im Dorf: Bau bau nicht auf Sicherheit, bau, schau, wie fliegt die Zeit! – Tiefer im Garten aber sah man lauernd zwischen den Bäumen ein verworrenes Häuflein dunkler Männer im dicken Dampf des eignen Brodem's wie in einem Zauberrauch, in welchem sie ihre erstarrten Arme gleich Windmühlflügeln hin u. her bewegten, während Andre von Zeit zu Zeit eine Handvoll Schnee nahmen u. sich die halberfrorenen Nasen rieben.

Jetzt knirschten auf einmal Fußstritte draußen über den verschneyten Hof, eine vermummte Gestalt schlich vorsichtig dicht an den Mauern dem Hinterpförtchen zu. Der alte Daniel war's, den der geneigte Leser schon aus meinem Traume kennt, er begab sich eilig zu dem dunklen Häuflein im Garten. – Dort hatten sich nemlich Koch, Jäger u. der Organist mit Trompeten und Pauken versammelt, um mich, sobald ich das Licht der Welt erblickt,⁷ feierlich anzublase. Daneben standen einige geladene Böller, womit Daniel den Takt dazu schlagen wollte, die Hebamme sollte mit einem weißen Tuch aus einem der Fenster das Signal geben. Aber die hatte jetzt gantz andre Dinge im Kopf, sie war eine resolute Frau u. mit den Mägden so eben in großen Zank gerathen; in der Wuth warf sie eine Windel, die ihr zu schlecht dünkte, ohne weiteres zum Fenster hinaus. Das schimmerte weit durch die Nacht, – da löste Daniel unverzüglich den ersten Böller, der Organist mit dem Tusch gleich hinterdrein, darüber aber erschrak meine Mutter dergestalt, daß sie plötzlich in eine Ohnmacht fiel. Nun donnerte draußen unaufhaltsam Böller auf Böller, die Trompeten schmetterten [dazwischen], die Schloßuhr schlug gantz verwirrt Zwölfe dazwischen – alles umsonst: die Riechfläschchen für meine Mutter waren nicht so schnell herbeigeschafft, die Constellation, trotz der vortrefflichen Aspecten, war verpaßt, ich wurde grade um anderthalb Minuten zu spät geboren.

Eine lumpige Spanne Zeit! u. doch holt sie Keiner wieder ein, daß Glück ist einmal im Vorsprung, er im Nachtrab, u. es ist schlecht traben, wenn man vor lauter Eile mit der einen Hand in den falschen Aermel gefahren, u. mit der andern, um keine Zeit zu verlieren, sich die Beinkleider halten muß. Um ein Haar ist er überall der erste, um ein Haar macht er die brillantsten Parthien im Lande, um ein Haar bekommt er einen Lor-

⁷ Eine wahrscheinlich gewollte Ironisierung dieser vielgebrauchten Redewendung; denn in diesem Falle steht Mitternacht bevor. Vgl. die gewagte Erinnerung an seine Geburtsstunde, die er in der Berliner Hs. 96 beschrieben und dann gestrichen hatte. Almanach I/104.

beerkrantz im Morgenblatt u. Orden mit Eichenlaub, Bändern u. Schleifen wie ein Festochs; kurz: er findet überall ein Haar, bis er selber keins mehr auf dem Kopfe hat.⁸

Drittes Kapitel

[Nachher kannst du wieder anständig seyn nach Hertzenslust, jetzt aber, verehrenswürdiger Leser, rasch beide Rockschoße zusammengerafft, den Hut fest auf den Kopf gedrückt, einen kurzen Anlauf genommen u. einen ungeheueren Satz gemacht mit mir – hopp! blick' im Fluge schnell nach unten, aber schwinde nicht: blitzende Kirchthurmspitzen, Morgenröthe, Vogelschall, Glockenklang u. Waldesrauschen mährchenhaft durcheinander – so, nun stehn wir drüben auf dem historischen Boden des Jünglingsalters, wirf noch ein verächtliches Auge zurück auf das übersprungene Ammenmärchen meiner Kinderjahre, stopfe dir eine neue Pfeife u. danke Gott, daß du schon so lang u. gescheut bist.] Ich kann leider nicht wissen, [geneigter Leser,] wie du aussiehst, wenn du nicht etwa ein berühmter Mann bist, die man bekanntlich als Deserteurs, welche aus ihrem Zeitalter zur Zukunft überlaufen, überall im Bildniß aufhängt. Da aber die Meisten erst berühmt u. gehaun u. gestochen werden (:ich meyne: in Marmor u. Kupfer:), wenn sie schon alt u. häßlich sind, so benutze ich die Zeit, während du dir Feuer anpinkst, um aus Rücksicht für die Damen, in deren Augen kein Lorbeer die Glatze entschuldigt, in aller Geschwindigkeit mein Portrait gantz so hinzuwerfen, wie ich in diesem Kapitel aussah; dann kann ich lachen u. in aller Ruhe berühmt werden.

Ich war also schlank, von edler Statur u. Nase (:diese um ein wenig zu spitz:), hatte ein allerliebstes Grübchen im Kinn, das mir sehr schelmisch stand, im Auge so ein gewisses Etwas, Schwärmerisches u. s. w., das Haar leicht aufwärts toupirt, von der guten alten Zeit noch, wie wenn man über einen Spiegel haucht, leise mit Puder angeblasen (: nur bis gegen Mittag gewöhnlich, schon etwas windschief u. verschoben :), einen Frack von gelbem Nankin, der mir niemals recht sitzen wollte, eben solche Beinkleider, dicht anliegend, an den Knöcheln mit Maschen zierlich gebunden, von denen mir aber die eine oder andre alle Augenblick aufgieng in der rechten Hand ein Spatzierstöckchen, die linke mit einem langen, seidenen Schnupftuch nachlässig fächelnd⁹ –

⁸ Vgl. hier die Berliner Fassung des „*Kapitels*“ Almanach I/105, von hier an ist der Text wohl wiederum mehr Entwurf als endgültige Fassung.

⁹ Hier wird der Text durch Randnotiz in zwei verschiedene Richtungen getrennt, die endgültige Form siehe im Text, hier die ursprüngliche Fassung, von E. gestrichen, verschiedene Zeitströmungen ironisierend:

„O hochanstrebende Jugendzeit! Was ist das für ein Gähren, Maischen, Wettrennen, Sturmlaufen u. Drängen nach nützlicher Wirksamkeit u. Menschenbeglückung! Ja, der Jugend gehört

in dieser Beschreibung recht das Pyramidalische, von den breiten Schößten nach oben spitz zulaufende meiner Gestalt hervorheben u. mit: – „O hochanstrebende Jugendzeit!“ beenden. / Man sieht wohl, das war keine Figur, um sie unter den Scheffel zu stellen. Mir wurde es zu eng u. zu langweilig auf dem Lande, die ewigen Lerchenlieder p., dazu kam, daß grade damals ein groß Geschrei von nützlicher Wirksamkeit u. Menschenbeglückung war. Ich wollte daher, da mir mein Verstand bereits ziemlich reif schien, auch nicht der letzte seyn beim Menschenwohl, u. ließ eines Morgens schnell anspannen, um in der Residentz gleichsam vor der Staatskantzley des Ruhmes vorzufahren. Da flimmerte es nur so vor meinen Augen: blitzende Kirchthurmspitzen, Morgenröthe, Vogelschall, Glockenklang u. Waldesrauschen, alles mährchenhaft durcheinander wie ein wunderbares, unermeßliches Reich, das ich mir erobern sollte. Jetzt donnerte ich über eine Brücke, der Fluß darunter machte die Gränzte des fremden Staats, zwei verschiedene Adler blickten einander an als wollten sie sich die Augen aushacken, aber die andern Vögel flogen, wie die Gedanken, zollfrei darüber weg, die Wälder rauschten hüben wie drüben.

In dem fremden Staate aber gieng es mir sehr schmeichelhaft. Gleich auf der ersten Station stand [schon zu meiner Verwunderung], schon ein Postzug von vier Schimmeln bereit, der Postillon das Horn am Mund, der Postmeister den Hut in er Hand. Wer hat mir das gethan? frage ich gantz verwundert – nichts als ein geheimnisvolles Lächeln des Postillons, eine tiefe Verbeugung des Postmeisters, der Postmeister trieb, der Postillon schwang sich auf, u. nun gieng's erst recht los. Da hiengen alle Chausseebäume voll Jungens, die Fenster voll Damen, die Hecken voll Schuljugend, die Jungen schrieten, die Damen warfen mich mit Blumensträußen, die Schulkinder meynten's gut und sangen schlecht, u. Aller Augen schossen ordentlich nach mir, so daß ich einen Augenblick schon glaubte, ich wäre in der Eile mit der Nachtmütze u. im Schlafrock ausgefahren, der, wie ich wohl wußte, ein großes Loch am Ellbogen hatte.

die Welt, sich einzurichten drinn, Ha greif' dir die Adler im Flug den schwartzen, rothen, weißen – auf zu den Sternen, es bleibt dir einer im Knopfloch hängen – sollst du greifen – seydt umschlungen Millionen – dieser Durst nach Menschenwohl – Freut euch des Lebens, Thatkraft ist des Mannes Stoltz – wenn noch das Lämpchen glüht! – Und für allen diesen Edelmuth u. unauslöschlichen Durst will die Jugend rührend nichts als nur Brodt, nichts als Brodt, Brodt, Brodt! Aber ich sage Euch, Ihr Edlen, wer jene ewigen Lehren befolgt, hat auch Butter auf's Brodt, ja schmiere nur, junges Blut, im Alter schmeckt es gut!“

Viertes Kapitel

„Das sind alles gantz unumstößliche, ehrwürdige u. vor Alter ordentlich schon schimmliche Erfahrungssätze, ich wollte daher, da mir mein Verstand bereits ziemlich reif schien, auch nicht der letzte seyn...“

So fliege ich unversehens in ein altes Stadthor hinein, der Postillon hält plötzlich an, ich schaue ringsumher, da ist's rechts und links gantz schwarz vor lauter Magistrat, [der eine wie ein halbzusammengeklapptes Taschenmesser, Dreizack, der andre schön gewölbt, der andre ordentlich in Wellenlinien.] Alles Ein ungeheures Kompliment, u. eh' ich mich noch besinne, redet der eine mich schon an: „Schon eilte die fröhliche Kunde voraus“ – Unmöglich! – fiel ich ein, ich flog ja wie eine Kanonenkugel über die Gränze¹⁰ – Mir wurde auf einmal gantz fürstlich zu Muthe, Er aber, in voller Begeisterung seiner Rede: Erhabener! noch schmücket Dich der Jugend Glantz, ha, greif dir die Adler im Flug – Ich: den schwarzen p. p. p.! S: den halben Bogen: „Regentenspiegel“ rechts in margine! :) Ich winkte dem Postillon, der Postillon knallte, das Volk schrie Hurrah, alles war entzückt von mir, u. ich flog zum anderen Thore wieder hinaus.

Als ich aber draußen im Freien war, überlegte ich erst alles: ich stammte aus einer reichsgräfl. Familie, hatte schon einzelne Gedichte drucken lassen p., – es war gar nicht unwahrscheinlich, daß man mich so feyern wollte. Da lehnte ich mich mit großer Befriedigung im Wagen zurück, krenzte die Arme über der Brust u. sagte zu mir selbst: Ich habe es immer gesagt, nichts als Narrensposen mit dieser Gleichheit. Das soll naturgemäß seyn! Als wäre die Natur nicht grade erst recht aristokratisch, stellt den Ochsen über das Kalb, den Hund über die Katze, die Katze über die Ratze, und unter den Menschen den hohen Geburtsadel des Genies über das andre gemeine Pack.¹¹ Außerdem, setzte ich mit großer Selbstzufriedenheit hinzu, wird es auch, solange nicht allgemeine Barbarei wiederkehrt, immerfort zwei verschiedene Rassen der Gesellschaft geben, die gebildete u. die ungebildete, die niemals mit einander fraternisiren können, weil sie sich wechselseitig geniren, u. das Genie mit keinem von beiden,

¹⁰ Hier teilt sich der Text wiederum in zwei Lesarten, die ursprüngliche, gestrichene Stelle: „... wenn das so fortgeht, fahr' ich noch ein Loch in den Horizont! – Er: Daß von der günstigen Constellation der himmlischen Gestirne wo Mars u. Venus – Ich: Das geht Niemand was an, meine Herren! Mars, Jupiter oder Venus – das ist Privatsache, Familienangelegenheit! – Er: Lange weile! – So stellt euch meinewegen auf die Köpfe, da giebt's Kurtzweil genug! rief ich entrüstet über die Anspielung auf meine Geburt aus, winkte dem Postillon ...“ Die ganze Scene ist im Teil A vielfach vorgebildet; richtet sich gegen die Ordens- und Huldigungssucht der Zeit; Regentenspiegel, gedruckt u. a.: K. Weichberger, *das Inkognito*, Oppeln 1901 S. 95–99. Vor allem behandelt das alles: Ilse Heyer, *Eichendorffs dramatische Satiren...* Halle a./ S. 1931.

¹¹ Die Stelle schon im „Kapitel“ (Berliner Has 96, Almanach I/105) alles gegen die Ideen der „Allgemeinen Menschenrechte“, die Deutschland so tief erfaßten (Vgl. *Adel und die Revolution*) und 1848 ihren Ausdruck fanden.

denn es heißt eben Genie, weil es sich niemals genirt, sondern nur alle andern, u. also¹² [Donnerwetter, fuhr ich hier plötzlich empor,] Hier that es plötzlich einen widerlichen Schrei – es war ein Pfau,¹³ der vor mir auf einem Gitterthor, mit dem Schweif das Rad schlagend, mir grade die Kehrseite seiner Pracht zeigte. Da bemerkte ich erst, daß er eigentlich hier den Portier vorstellte, u. ich unaufhaltsam in einen prächtigen Park hinein- fuhr

Hier bricht der Text unvermittelt ab; es folgt Teil B, der Entwurf, der diese Gedanken noch viel weiter führt.

¹² Vgl. vielleicht wiederum Anm. 2).

¹³ Der Pfau bereits in einer Beschreibung des Toster Gartens (HKA X/379 Almanach I/94.) Hier wiederum interessante gedankliche Verschiebung: Während der Dichter aller Wahrscheinlichkeit nach in den Park einfährt, der zum Landschloß der Gräfin Angela gehört, erinnert E. sich wieder an die Heimat.

Teil B

[Kapitel 1: S. den hier darunterl. halben Bogen 100!]¹⁴

Kapitel 2: Warum ich grade beschneite Gebirgszakken p. gesehen habe, kann der Leser erst im letzten Kapitel erfahren. Eins aber habe ich doch verträumt im vorigen Kapitel, das ich hier nothwendig nachholen muß, weil es von großer Wichtigkeit für mich ist, nemlich meine Geburt. Das begab sich aber folgendermaßen: Der Winter des J: 1788 p.p. (: S: das hier darunterl. Blättchen Z.) (: „Zu spät“ :). Der Angekommene aber war, wie ich noch heut glaube, der Adebar,¹⁵ der mich brachte.

[Kap. 3]: S: das beil. Postpapier: „3. Kapitel“! – vielleicht: jetzt bin ich schon erwachsen u. gewähre trotz der verfehlten Aspecten einen recht angenehmen Prospect. p.p.p. – Komische Beschreibung ganz neumodisch mit Manschetten, Schnurrbart, Spazierstöckchen p.p. meiner Schönheit als Jüngling. [S: hier weiter unten bei: nemlich!] – Nemlich = Ein junger Mann muß nützlich seyn. (: Niemand soll sein Licht unter den Scheffel stellen p.p.p. (: nemlich rasch hintereinander lauter hochtrabende Gemeinplätze u. vornehme Phrasen von der nützlichen Wirksamkeit, Menschenbeglücken p. p. :) [Wer diese Lehren befolgt, zeitig befolgt,] = hier, wie die Juden in Gakelaya – dithyrambisch immer wieder dazwischen: Brodt! – Und für allen diesen Edelmuth u. erstaunliche Aufopferungen will die bescheidene Jugend rührend nur Brodt, nichts als Brodt, Brodt, Brodt! Aber ich sage euch, ihr Edlen, wer jene ewigen Lehren zeitig befolgt, der hat auch Butter auf's Brodt – schmiere nur, junges Blut, im Alter schmeckt es gut – u. kann dereinst Dinners geben p. p., u. seinen Durst nach Menschenwohl, wenn es der Magen nicht mehr verdaut, mit Ungarwein löschen.

Ich habe in der Taht überall unmenschliches Glück, dabei – so oft ich auf eine Fortüne losgehe – treib ich das mich Pousiren¹⁶ mit dem größten Eifer und Ernst, übertreibe es aber, mache zu tiefe Komplimente p., so daß schon überall der gewaltsam unterdrückte Humor durchflimmert. Im entscheidenden Moment aber überrumpelt mich jedesmal unwiderstehlich hinreißend mein poetisches, oder vielmehr tiefhumoristisches Naturell, das immer zur Unzeit¹⁷ schlagend gegen jederlei verdrehte

¹⁴ Der halbe Bogen 100 ist bisher nicht bekannt geworden, Inhalt kann aus Teil B rekonstruiert werden.

¹⁵ Die Märchenfigur des Adebar begleitet durch die ganze Novelle, „immer humoristisch verwirrend“. Sie ist vielleicht eine historische Gestalt, oder nur die Personifikation seines satyrischen Wesens; vgl. Anm. 19.

¹⁶ Modern: posieren; geckenhaftes Benehmen.

¹⁷ Hinweis auf den Titel der Novelle, zusammen mit der Erzählung im „*Kapitel von meiner Geburt*“, wo er die rechte Konstellation verpaßt.

u. versteckte Affectation der Welt heiter-wüthend, plötzlich unversehens u. fast jauchzend ausbricht, während mein langer Adebar (: in seiner trocknen, prosaischen Humoristik, es immer vortrefflich meynend, aber immer verderbend :) alles noch toller verwickelt, so daß mir jedesmal, zu meinem eignen Verwundern u. Nichtbegreifen, Fortuna's Haarzopf im letzten Moment wieder entwischt u. die entrüstete Welt mich stehn läßt, worauf ich selber mich darüber liebenswürdig zum Narren habe u. häufig mit Adebar in ergötzlichen Streit gerathe. Tenor des Gantzen = S: den h. Bogen 100 rechts in margine bei NB!¹ Der Adebar ist überall ein treuer Kumpan bis an seinen Tod, alles gutmüthig humoristisch noch mehr verwirrend. Zuletzt schlägt doch Alles zu meinem vollen, wenn auch nicht weltlichen Glück aus, u. ich schreibe dieß nun zuletzt als alter Mann, in Lubowitz im Garten, auf den alten Jugendstellen, aber alle Jugendfreunde sind todt, auch Adebar, ihm weihe ich dieß Büchlein.¹⁸ – Das Gantze muß fast gar keinen Inhalt haben, bloß gantz einfachste Ereignisse? –

[Kapitel 4]: Das sind alles ganz unumstößliche, ehrwürdige u. vor Alter ordentlich schon schimmliche Erfahrungssätze, ich wollte daher, da ich in mir bereits hinreichenden Verstand verspürte, auch nicht der letzte seyn im Menschenbeglücken, denn schon als Junge, so oft ich einen neuen Frack u. eine Butterschnitte bekam, machte ich mir einen Butterfleck grade recht auf der linken Brust, der Vater meinte schmunzelnd, das sey wie ein Stern (: Nebelstern :)¹⁹ und meine Mutter ertheilte mir sogleich auch den Ritterschlag auf die rechte Wange. Ich ließ also schnell anspannen, und fahre mit Adebar nach der Residentz. weitläufiger und doch eigentlich rührender – Abschied von dem alten Lubowitz. – **Die Pferde schnauben, der alte Daniel weint pp.** – Seltsame vorbedeutende Abenteuer auf der Reise.²⁰

Ich fahre nemlich wirklich aus, um eine brillante Anstellung zu suchen in der Residentz, weil mir das Landleben, die ewigen singenden Lerchen, das Waldesrauschen p.p.p. schon gantz langweilig sind. (Die gantze entworfenene Anstellungsgeschichte mit dem Präsidenten, Minister p.p. fällt nun weg!) Dagegen: = Auf dieser Reise nun geht

¹⁸ Bis hierher die eigentliche Disposition der ganzen Novelle; in den letzten Sätzen Anklänge an andere Memoirenfragmente: „*Idyll von Lubowitz*“, „*Vorwort zu Erlebtes*“, „*Tagebuch eines Einsiedlers*“.

¹⁹ Hier satirisch gegen die Ordenssucht, wie auch an anderen zahlreichen Stellen.

²⁰ Hier zum erstenmal die Gestalt des alten Dieners Daniel Nickel; der Entwurf teilt sich hier in zwei Richtungen; durch eine Randnotiz wird auf die 3. Seite des Manuskriptes verwiesen. Nur teilweise und am Schluß Hinweis auf Sätze des fortlaufenden Textes. Wir bringen den Teil, der hier durch die Notizen außer Acht gelassen ist, am Schluß des Teiles A: Aber in der Residentz

es mir gantz wunderbar: nemlich erst versammeln sich – zu meinem Verdruß, weil sie nur überall die singenden Lerchen und die schöne Natur vertreten – überall wo ich fahre, Gruppen von neugierigen Bauern, grüßen sehr unterthänig, ich danke höflich u. stelle als Edelmann Betrachtungen an über die Vortrefflichkeit u. Naturgemäßheit des Aristokratismus u. der Nichtgleichheit.²¹ (: S das inl. A u. X. :) NB. Hierbei hinter „Individualiter“ sogleich „Außerdem pp.“ S: dort das Rothangestrichne unten! Sodann: Es gibt nur Ein Mittel p.p.p. :)²² Ich fahre – nicht ohne Verwunderung – durch einen Triumphbogen p., [Abends komme ich] in ein Städtchen, [alle Häuser sind illuminirt,] der Bürgermeister u. Rath empfängt mich am Thore, ich halte aus dem Wagen eine humoristische Anrede an sie, vielmehr: Rede über die verschiedenen Arten von Komplimenten: stolzes Kompl. p. p.²³ – vielleicht darüber: wie eigentlich Alle und Jeder auf Erden eigentlich nur incognito lebt p. ich deute an, daß ich eigentlich innerlich tyrannische Gesinnungen hege, lobrede die Tyranney p. – Als ich fertig war, sah ich den Magistrat in so tiefem Kompliment vor dem Wagen, daß ich tief zwischen Nacken u. Kragen ihnen hineinsehen konnte. Der Postillon knallte, das Volk schrie Vivat!, so flog ich weiter. – Unterwegs begegne ich auch auf romantische Weise, einer prächtigen jungen Dame zu Pferde nur gantz flüchtig und glaube in ihr – Angela²⁴ zu erkennen. Nun geht es, anstatt nach der Residentz, nach einem entfernten Landschloß, vergebens verwundere ich mich, ich kann's nicht hindern, die Relais sind überall schon vorausbestellt. Wem gehört das Schloß? – rufe ich, endlich das prächtige Landpalais erblickend. Der Gräfin Angela, heißt es. – Prächtiges Leben auf diesem Zauberschloß, u. Garten voll Goldfasanen. p. p. Ich werde überall Graf (: was ich auch wirklich bin :) genannt, aber wie ein König oder Prinz behandelt. Diese erste Gesellschaft dort vielleicht verbinden mit einem halben Bogen: „Zur Novelle“, wie ich gantz blöde bin p.p. Meine Beobachtung u. Betrachtungen auf einem Balle über die verschiedenen Arten von Tänzern: wie der eine beide Arme hebt, als wollt' er zu

²¹ Hinweis auf den Aufsatz: „*Der Adel und die Revolution*.“

²² Diese Stelle wohl auch im verlorenen Blatt: A und X.

²³ vgl. hiezu und auch weiter oben seine Absicht, die Novelle zu richten gegen: „das eitle, innerlich hohle Berliner Beamtenleben“ im *Tagebuch eines Einsiedlers*: HKA X/378. vgl. hier im „*Unstern*“ wenige Worte später und im „*Tagebuch eines Einsiedlers*“ den Hinweis auf: „*Incognito*“. 1841 geschrieben.

²⁴ Zum erstenmal hier die historische Gestalt der Angela, die in fast alle Memoirenwerken, wie auch im Roman „*Ahnung und Gegenwart*“ eine überragende Rolle spielt. Die verschiedenen Umstände, unter denen sie hier geschildert wird, lassen vielleicht die Angela-Forschung zum sicheren Ziele kommen.

fliegen versuchen, der andre zierlich trippelt, der dritte keck fort ohne allen Takt durch dick u. dünn, u. bei Jedem dabei sein innerster, geheimster Narr herauskommt. – Ich bin sterblich, noch aus der alten lubowitzer Zeit, verliebt in die Angela, die wunderschön, aber ganz weltlich, ordinair u. voller Eitelkeit ist. Sie scheint mich in ihrer Art zu lieben, es wird schon insgeheim alles zur Hochzeit gerüstet, ich soll also unversehens eine ungeheuerlich gute Parthie machen. Unterdeß aber ist, fast gleichzeitig mit mir, ein junger unscheinbarer Kavalier dort angekommen mit vielen andren Gästen. Der verfolgt mich seltsam überall, ist oft verdrießlich, launisch u. manchmal plötzlich ganz stolz u. ausfahrend gegen mich. Vielleicht gleich nach der ersten Gesellschaft dort, wo ich so blöde bin p. (: S: 3. Seite hier rechts :)²⁵ werde ich dithyrambisch – humoristisch, schlage mich durch die Antichambres, versichere meine Protection p.p. S: die 2. Seite hier das Rothangestrichne: ... Nun eile ich zu dem Beet. Präsidenten,²⁶ habe schon eigne Auftritte im Antichambre, mache wieder übertriebene Komplimente p. Der Präsident ist höchst pedantisch, ein großmäuliger Beamten-Aristokrat, der mir imponieren will mit Phrasen p., da fährt mir endlich plötzlich der Humor aus: ordentlich dithyrambisch spreche ich immerfort, mitten durch in eignen hohlen Floskeln, u. immerfort nur von Brodt, Brodt!, so daß der Präsident mich entrüstet stehn läßt, die in den Antichambres, die vorhin kriechend gegen mich, jetzt vornehm die Nase rümpfen, hier flüchtiges Gespräch zwischen diesen und mir, wo ich ihnen meine Protection zusichere. p. p. – u. die ganze prächtige Anstellung, zum Verdruß des H. M: mir an der Nase vorbeigeht. Da bekomme ich mit dem fremden Kavalier (: Prinz :) Händel, Nämlich: wir gerathen im Halbdunkel zufällig dicht aneinander. Er wirft mir einen verächtlichen: tödtlichen Blick zu – ich werfe ihm wieder einen zu – nu, sagt er – he, sagt' ich – so giengen wir stolz, jeder nach einer andern Seite voneinander. – NB: ich mache hier auf dem Schlosse – humoristisch = parodirend u. übertreibend – unerhörte Komplimente: ein Minister besucht mich, ich begleite ihn an den Wagen herunter, er, ganz betroffen, begleitet mich wieder die Treppe

²⁵ Die Scene auf dem ersten Balle siehe bereits oben: mit der Betrachtung über die Tänze. Die angegebene Stelle aus der 2. Seite folgt gleich hier im Text, bis: „da bekomme ich mit dem fremden Kavalier“ Anstelle der eingeschobenen Randnotiz: „Vielleicht gleich ...“, stand ursprünglich, jetzt gestrichen: „Ich bekomme mit ihm vielleicht ganz unschuldig auf eine ähnliche, zufällige Weise Händel u. bittere Feindschaft, wie Yorick mit Phutatorius in T. Shandy p 440–443, oder vielmehr wir gerathen im Halbdunkel ...“ siehe Text. Das zitierte Buch ist: *The life and opinions of Tristram Shandy* von Laurence Sterne (London 1759/67, IV c. 27 ff.)

²⁶ Zur folgenden Scene sind zu vergleichen die Erlebnisse E's als Beamter, vielleicht wirklich die Berliner Zeit. (vgl. Anm. 10).

herauf, ich ihn abermals herunter, er will's nicht leiden, wir rampeln u. stoßen u. p. uns ordentlich vor Höflichkeit, dabei glitschen wir aus, der Minister verliert seine Perücke p. p., darüber versäumen wir den Anfang des Festes im Schloß, wo man uns schon ungeduldig erwartet, u. kommen gantz verstört dorthin p. – Ein andermal, wo Angela nach einem Leuchter greift, u. alles hinzuspringt, um ihn zu holen, greife ich auch noch heftig zu, verwickle Alle p., so daß Angela gar nicht zu dem Leuchter kommt p. – Komplimente an der Thür, wer zuerst herausgehn soll p. – Ich fange humoristisch Händel mit ihm an, indem ich humoristisch die Offiziers p. – Ehre parodierte, u. will mich duelliren. Da kommt es plötzlich heraus, daß dieser junge Kavalier ein Prinz des Nachbarstaates ist, der – sentimental, hypochondrisch u. durchs Leben gelangweilt – um sich selbst willen, von der reichen Gräfin Angela, um die er freyt, geliebt seyn will, u. daher im Incognito (: das aber überall ruchbar wurde :) hierherkam, u. für den ich auf meiner Reise u. hier bisher gehalten wurde. Nun schlägt auf einmal – ohne daß ich u. der Leser jetzt noch den Grund wissen – Angela u. Alles hier gegen mich um, ich muß bei Nacht u. Nebel Reißaus nehmen. – Nun gerathe ich mitten in die Vaterländerey u. Patriotismus; *c/a*²⁷ die Franzosen, erweise mich übertrieben patriotisch in abenteuerlicher Tracht p. (: wie anno: 7 in Königsberg :) mit Helmen, Schwerdt, Dolch p.p., habe großes Glück, eroberte Festerey p. (: S: h! :)²⁸ da ist plötzlich Friede (: 1809 :), ich muß fliehen – komme arm und zerlumpt nach Lubowitz, das – weil ich gegen die Franzosen zog – konfisziert u. dem obigen Printzenbräutigam zugewiesen ist. Dort ist eben Angela's Hochzeit, oder vielmehr = Es ist dort in Lubowitz nicht Hochzeit, sondern der Qu: Prinz mit seiner Gemahlin Angela ist grade dort auf kurtze Zeit zur lagd, nachdem sie schon lange verheirathet sind. Das Laub ist schon gelb u. fällt, alles herbstlich im Garten u. im Hasengarten (: hierbei gantz speziell Lubowitz beschreiben! – :) Ich durchstreife den Garten p., Angela, [prächtig, reichgeschmückt, in vollem Glantze, erblickt] mich flüchtig, kennt mich nicht mehr, aber sieht doch dabei etwas nachdenklich aus, die schönen Lokken aus der Stirn schüttelnd. Ich begegne im Garten einem lichten Kinde mit blonden Lokken,²⁹ – es ist mir wie im Trau, als wäre ich

²⁷ = contra.

²⁸ Blatt mit Signatur h wahrscheinlich verloren gegangen. Das ganze folgende schon verschiedene Male im Idyll von Lubowitz vorgebildet. Besonders: Hexameter – Entwurf, Berliner Handschr. 98. Sowie: „*Müde von Lust und Wandern*“, Hexameter, Almanach I/98, „*Kapitel von meiner Geburt*“, gegen Schluß, Fassung der Berliner Hss. 96, Almanach I/103 ff.

²⁹ Psychologisch bedeutsam ist die Teilung des Erinnerungsbildes an Angela: das bisherige Kind

gar nicht weggewesen – das Kind, Angelas kleine Tochter, glich ihr auf ein Haar, ich küsse es, das Kind schreit erschrocken, ich entfliehe in den Hasengarten. Dort begegne ich im tiefen Abendroth dem alten Diener, noch aus der alten Zeit, er schneidet Stöcke im Garten für mich zum Vogelstellen, ein geistliches Lied dazu singend in der Einsamkeit wie damals (: der alte Daniel :). Ich rede ihn an, er erkennt mich gleich an der Stimme mit hertzinniger Freude, verwundert sich aber gar nicht, nach u. nach merke ich erst, daß der Alte irre – ich durchstrefe mit ihm die gantze Nacht hindurch wunderbar-phantastisch alle alten Jugendplätze, da stirbt er vielleicht vor Freude, im Garten einschlafend. Der Tag graut schon, ich wecke rasch einen Jäger, übergebe ihm den Todten, nehme ein Jagdhorn... der alte Diener irre p. p. (: S: hier 2. Seite gantz unten u. h! :) – Ich gehe nach Ostindien – mein gemüthliches, ausführlich zu beschreibendes Leben mit Büchern p. p. auf der wüsten Insel p. p. (: S: hier 3. Seite u. h! :).....³⁰

Aber in der Residentz,³¹ kaum bin ich angekommen, reißt sich der H. Minister ordentlich um mich, embrassirt mich, denn mein verst: Vater, was ich gar nicht wußte, (: o. was mir vorher gar nicht eingefallen war :), war ein alter Jugendfreund des H. Ministers, sie hatten zusammen in Halle studiert p., unmenschliches Glück; ich muß gleich zu Tische bleiben, sitze neben der Frl. Tochter des H. Ministers, es ist die Dame, die ich auf der Herreise begegnet: Angela, eine große Vase mit Blumen auf der Tafel vor mir p., wer ist der feine junge Mann?, heißt es p. p., ich werde vorgestellt rechts und links, sponsire mit dem Fräulein p., bringe ihr im Champagner überzierliche Gesundheiten p., aber ich bin schon hier überall humoristisch=übertrieben in Komplimenten p.: Nun stirbt [bei der Tafel selbst plötzlich] zum Glück unverhofft ein Rath o. dergl., der bei eben diesem Diner zuviel Austern gegessen p., großer Rumor, der Minister deutet sogleich an, daß ich die Stelle haben soll, und empfiehlt mich dem anwesenden betreffenden Präsidenten. – Ich begleite nun als Leidtragender den verstorbnen Rath zu Grabe, entsetzliche Floskeln u. Lobhudeleien über die erstaunlichen, unsterblichen Verdienste des Dahingeshiedenen, die Andren trinken tüchtig Wein

oder Mädchen erscheint auch gleichzeitig erwachsen, verheiratet; um dann das Kind selbst zu rechtfertigen, wird es als Kind Angelas eingeführt.

³⁰ Hier bricht der Entwurf plötzlich ab, die Seite ist zu Ende, das fortführende Blatt fehlt. Oben wird der Haupttext noch durch einige nicht wiederherstellbare Notizen weiterführt; das Ende der Novelle, das nun gesondert folgt, (vgl. Anm. 20) erinnert an „*Das Tagebuch eines Einsiedlers*“.

³¹ Vielleicht Berlin.

im Leichenhause, weil es kalt u. erwärmen sich ordentlich herzlich für den Verstorbenen, meine humoristischen Gedanken über Tod p., bei diesem Leichenconduct, bei dem ich irgendwie Confusion mache (: vielleicht gar selber eine humoristische Rede am Grabe halte! wobei ich das Leben des Verewigten mit einer stillen Auster vergleiche, die ruhig in sich saugt p. – :). – Nun eile ich zu dem betreff. Präsidenten, habe schon eigne Auftritte im Antichambre, mache wieder übertriebene Komplimente p. ...

Der Präsident ist höchst pedantisch, ein großmäuliger Beamten-Aristokrat, der mir imponieren will mit Phrasen p., da fährt mir endlich plötzlich der Humor aus: ordentlich dithyrambisch spreche ich immer fort, mitten durch in eignen hohlen Floskeln, u. immerfort nur von Brodt, Brodt!, so daß der Präsident mich entrüstet stehn läßt, die in den Antichambres, die vorhin kriechend gegen mich, jetzt vornehm die Nasen rümpfen, hier flüchtiges Gespräch zwischen diesen und mir, wo ich ihnen meine Protection zusichere p. p. – und die gantze prächtige Anstellung, zum Verdruß des H. M., mir an der Nase vorbeigeht. – Aber mich tröstet die offenbare Liebe der Fräulein Tochter des H. Ministers. Nun wollte ich aber – da ich unmenschlich reich bin – edelmüthig bloß um meiner selbst willen (: um des eignen kahlen Ichs willen :) von ihr geliebt seyn u. verbreite überall, daß ich durch Unglücksfälle p. plötzlich verarmt sey. Da wendet sich ergötzlich Alles von mir in meinem Incognito, alles verachtet mich gründlich, so daß ich, voll humoristischer Lust, meinen Adebar als reich angebe u. ausstatte, dem nun überall gehuldigt wird. Oder vielleicht: Die Leute (: weil sie zufällig die Wahrheit wissen :), bleiben sich gleich gegen mich zu meinem Erstaunen, ich schimpfe auf die Schufte von Misanthropen u. Satyrikern, die alles mit ihrer eignen Galle anschwärzen u. das Menschengeschlecht in schlechten Ruf bringen. Die Hochzeit mit dem Fräulein wird schon gerüstet p., da werde ich plötzlich wirklich arm – großer Rumor p. Ich habe vielleicht ein Duell deshalb, muß fliehen p. Das Fräulein jedoch – (: weil sie ja die Sache besser weiß :) – bleibt mir immerfort treu, scheint nur immer verliebter in mich, u. als ich daher – nachdem ich die unerwartete Nachricht bekommen, daß ich wirklich verarmt – Hochzeit machen will, schlägt die Gunst des Fräuleins u. des H. M. plötzlich um, u. ich muß mit Schimpf bei Nacht u. Nebel Reißaus nehmen. – Nun schreib ich, als alter Mann, dieses wieder in dem alten Lubowitz, dort alles todt u. wehmütig verwandelt, fremde Leute im Garten p.p., ich aber mache doch, glücklich, ein großes Glück dort, wengleich kein weltliches, sondern ein höheres. Oder: Adebar hat das große Loos gewonnen, hat Lubowitz für mich erstanden, alles

dort beim Alten erhalten, mich erwartend. Wie ich arm als Bettler zurückkomme, ist er schon irr vor Alter,³² erkennt mich aber, wird vor Freude plötzlich wieder gescheut u. stirbt. –

Oder: Ich gehe nun durch die Residentz nach Ostindien, entdecke ein Land, das schon früher entdeckt ist, erwerbe ungeheures Geld, werde aber, scheiternd auf dem Rückwege, allein mit allen meinen ungeheuren Schätzen auf eine wüste Insel verschlagen. Dort schreibe ich, als Eremit,³³ der Bart ist mir wie ein Mantel tief heruntergewachsen, antiquitätisch, lächerlich. – Ich schwanke schon, ob ich doch nicht mitfahren soll, da fängt der Schiffskapitän von Literatur, Morgenblatt p. zu schwatzen an – da bekomme ich einen tiefen Ekel: ich bleibe hier, sage ich. Ich wollte das Gold mitgeben, dann aber that mir die Mannschaft so tief leid, daß der Teufel Gold unter sie fahren sollte, ich sagte nichts davon, ich ließ sie fahren, sie sollten mir nur die arme Angela grüßen, wenn sie noch lebe – Ade für immer! – alles dieses nieder u. gebe es einem vorbeifahrenden Schiffe mit. – Jedenfalls zu Ende irgend etwas Tiefes, wahrhaft: erschütterndes, so daß das Gantze ein grandioses Ende nimmt! –

Es ist nur ein kleiner Teil, der den Tenor der Novelle anzeigt, nachdem Teil A als Ausführung so vieles hoffen und erwarten läßt. Es sind Stellen des köstlichsten Humors mit herrlichen Schilderungen und wehmütigem Gedenken gemischt. Die Novelle beweist, wie sehr es dem Dichter gelungen ist, alle Stimmungen zu vereinen, ohne daß dem Ganzen ein unruhiger Charakter aufgezwängt würde. Im Gegenteil erhebt sich die Überzeugung, daß „*Unstern*“ trotz aller satirischen Absichten, zu den wirkungsvollsten Dokumenten der Heimatliebe gehört; eine Novelle, die von einer rührenden Anhänglichkeit an die engste Heimat und die Gestalt der Angela durchwoben und durchlebt ist.

³² Hier scheint Adebar mit dem alten Diener Daniel identifiziert zu werden; man könnte aber, nach dem Vorwort zu „*Erlebtes*“ (HKA X/382) an E's Freund Arthur vom Lützowschen Korps denken.

³³ Das folgende im Geiste einer Robinsonade, aber mehr mit weltflüchtigen Gedanken.

Karl Freiherrn von Eichendorff zum 70. Geburtstage

Von Adolf Dyroff

Am 24. Februar 1933 werden siebzig Jahre verflossen sein, seit der Enkel unseres Joseph von Eichendorff das Licht der Tage zuerst erblickte. Wer die Bescheidenheit und still-vornehme Zurückhaltung des Herrn Jubilars kennt, wird gerne damit einverstanden sein, daß die Mitherausgeber dieser Blätter ihm einen Blütenstrauß aufrichtiger Verehrung, ernst gedenkender Treue und herzlicher Dankbarkeit überreichen.

Karl von Eichendorff ist allen Freunden des volkstümlichsten deutschen Dichters und der drittrömantischen Bewegung in höchstem Maße verehrungswürdig als mannhafter, starker Charakter und als Pfleger der geistigen Kultur, der mit leiser, aber nachhaltiger Beharrlichkeit einer außerhalb seines eigentlichen Lebensberufes liegenden selbsterwählten edlen Aufgabe sich widmet. Als Sohn eines höheren Verwaltungsjuristen, des Geheimen Regierungsrates Hermann von Eichendorff zu Aachen geboren, fand Karl von Eichendorff, nachdem er das Gymnasium durchlaufen hatte, den Weg zu jener Tätigkeitsweise, die vielleicht dem jungen Joseph von Eichendorff als liebste vorschwebte, als er unter den Wehen irgend einer tieferschütternden Enttäuschung das Lied vom „*zerbrochenen Ringlein*“ dichtete und sang:

„Ich möcht' als Reiter fliegen

Wohl in die blut'ge Schlacht,

Um stille Feuer liegen

Im Feld bei dunkler Nacht.“

Freilich, es waren nicht Zeiten der notwendigen kriegerischen Erhebung eines geknechteten Volkes, sondern Jahre der ruhmvollen Blüte eines frisch aufwärtsstrebenden neugeformten mächtigen Reiches, da Karl von Eichendorff 1884 sich beim „Hohenzollernschen Füsilier-Regiment“, dem späteren „Füsilier-Regiment Fürst Karl Anton von Hohenzollern“ als Fahnenjunker meldete. Und als 1914 die Last eines furchtbaren Krieges mit fast der ganzen Welt auf die Schultern des vielbeneideten neuen Deutschland gewälzt wurde, war der Enkel des Dichters schon inaktiv und nicht mehr in der Lage, in den mörderischen Schützengrabenkrieg hinauszuziehen. Es war ihm, der 1893 unter Beförderung zum Premierleutnant in das Infanterieregiment von Goeben (2. Rheinisch.) Nr. 28 versetzt worden war, während des Weltkrieges nur vergönnt, als Angehöriger des Gendarmeriekorps im Grenzschutz dem Vaterland zu dienen und so 1916 das eiserne Kreuz zu erwerben. Ihn schmückt heut der Titel eines Oberstleutnants a.D. Sobald aber Karl von Eichendorff Zeit und Gelegenheit dazu erhielt, sich mit unserem Dichter sammelnd und forschend zu beschäftigen, geschah es auch. Sicher lebten Hang und Drang, dem Andenken des Großvaters einen Teil seiner geistigen Kräfte zu weihen, schon länger in dem Enkel. Nun wurde dieser der eindringliche Kenner aller Daten aus dem Leben und Schaffen Josephs, wurde er der umsichtige und gewissenhafte Genealoge seiner Familie.

[Abb.: Hermann Freiherr von Eichendorff, Geheimer Regierungsrat des Dichters ältester Sohn und Biograph im 80. Lebensjahre – Karl Freiherr von Eichendorff, Oberstleutnant a.D., der Enkel des Dichters]

Es liegt sicher im Sinne des zu Ehrenden, wenn hier statt allgemeiner Lobeserhebungen ein Verzeichnis der wesentlichen Veröffentlichungen steht, die wir Karl von Eichendorff zugute schreiben müssen:

A. In Buchform

1. *O Täler weit, o Höhen. Gedichte und Lieder v. Joseph v. E.* Kempten 1922.
2. *Ein Jahrhundert Eichendorffliteratur* (22. Bd. der Histor.-kritischen Ausgabe). Abgeschlossen 1927.
3. *Joseph Freiherr von Eichendorff. Sein Leben und seine Schriften.* Mit Wilh. Kosch. Leipzig 1923.
4. *Aurora. Ein romantischer Almanach.* Mit Dr. Adolf Dyroff und Karl Sczodrok. Seit 1929.
5. Mitarbeit an den meisten bisher erschienenen Bänden der Hist.-krit. Ausgabe der „*Sämtl. Werke des Freiherrn J. v. E.*“.

II. In Zeitschriften.

- 1a. Sammlung meist zeitgenössischer Urteile über Eichendorff (17 Lesen). In den *Eichendorff-Kalendern* 1911 bis 1930.
- 1b. *Eichendorff und seine Vorfahren.* In: *Eichendorff-Kalender* 1914.
2. *Neue E.-Briefe* Ebd. 1915.
3. *Das Ende eines schlesischen Edelsitzes.* *Nachrichtenblatt der Deutschen E.-Gesellschaft* 1917.
4. *Der Sedlnitzer E.-Fund.* In: *Der Wächter* 1921.
5. *E.'s Beziehungen zu Arnim Brentano u. Loeben in Heidelberg.* Ebd. 1923.
6. *Briefe aus dem Nachlasse Hermanns v. E.* Ebd. 1923.
7. *E.'s Familienleben.* *E.-Kalender* 1924.
8. *Beiträge zur E.'schen Familiengeschichte.* In: *Oberschles. Jahrbuch f. Heimatgesch. und Volkskunde* 1924.
9. *Ein ober-schlesischer Alchimist.* In: *Der Oberschlesier* 1925.
10. *E.'s Vater.* Ebd. 1925.
11. *Märchen aus dem Nachlasse J. Frbr. v. E.* In: *Der Wächter* 1925.
12. *Der letzte Ritter der Romantik in der Dichtung.* In: *Der Oberschlesier* 1926 u. 1928.
13. *Eine Jugendfreundschaft E.'s* Ebd. 1926.
14. *Zur Stammtafel der Familie E.* In: *Der Familienforscher* 1928.
15. *E.'s Beziehungen zu Mähren.* In: *Der Wächter* 1929.
16. *Briefe E.'s an O. H. v. Loeben.* In: *Aurora* 1929.
17. *Uraufführung E.'scher Bühnenspiele.* Ebd.
18. *Die 64 Ahnen Jos. Frbr. v. E.'s,* (Ahnentafel und Stammbäume. 2. Liefgr.) Troppau 1929.
19. *E.-Briefe.* In: *Der Wächter* 1931.
20. *Lubowitz.* In: *Aurora* 1932.
21. *E. als Breslauer Gymnasiast.* Ebd. 1933.

Ja, wieviel Arbeit und Nachdenken liegt in all diesen Beiträgen zur Eichendorffliteratur, wieviel Förderung hat Karl von Eichendorff aber auch brieflich und mündlich durch Mitteilungen aus dem reichen Schätze seines Wissens und seiner Sammlungen, durch wertvolle Anregungen und Ermunterungen der Aufhellung dunkler Fragen geleistet! Wie unaufhörlich hat er sich um feste Organisation der Eichendorffsache bemüht. Auch das viel und freudig beachtete

Breslauer Eichendorffdenkmal verdankt seiner Tatkraft und Wirksamkeit sein Entstehen. Als Professor Rich. Foerster an die Spitze des Breslauer Komitees trat, waren alle Vorbedingungen bereits erfüllt. Es ist in diesem Zusammenhang von Belang zu sehen, wieviele Namen von modernem Klang sich damals beim 50. Todestag des Dichters (26.11.1907) auf den zwei „Aufrufen“ zu Eichendorff bekannten: Eugen d'Albert, Joseph Joachim, Walter Leistikow, Ministerialrat Reinhardt (der Benjamin-Reinhardt), Johannes Trojan, E. v. Wildenbruch, Fedor v. Zobeltitz, Julius Wolff, Ferd. Tönnies, Richard Dehmel, A. Lichtwark, Detlev von Liliencron, Henry Thode, L. Aldenhoven, G. Wustmann, Heinrich Zoellner, Martin Greiff, Alfred Biese, Wilhelmine v. Hillern, A. von Perfall-Schliessee, Wilhelm Idel, Jos. Lauff, von Lettow-Vorbeck, Walther Schulte vom Brühl, Ricarda Huch, Karl Busse, Hans Hopfen, Otto von Leixner, Heinrich Seidel, Hans Eschelbach, Richard Weitbrecht, Heinrich Vogeler (Worpswede), Ernst Possart, Paul Schlenther. Die hervorragenden deutschen Literaturhistoriker, die die Aufrufe mitunterzeichneten, wie z.B. Burdach, Roethe, Erich Schmidt, Edward Schröder, Walzel, können hier nicht alle aufgeführt werden. Auch nicht die bedeutenden Staatsmänner, Generäle, Adelige, Bibliothekare. Auch nicht die erfolgreichen Eichendorffforscher. Ich hebe nur noch heraus: die Philosophen Alois Riehl und Goetz Martius, Julius Rodenberg, den Anglisten Trautmann, die Juristen Heinrich Lammasch und Ernst Zitelmann, den Kunsthistoriker Woermann, die Historiker Marks, Karl Theodor von Heigel und Fester, den Archäologen Alfr. Schöne, den Philologen Heinr. Blümmer. Breslauer, Katholiken und Verleger sind bei dieser Auswahl möglichst beiseite gelassen. Noch immer arbeitet Karl von Eichendorff in seiner romantischen Einsiedelei zu Altenbeuern bei Rosenheim unverdrossen weiter in dem Bewußtsein, daß dem deutschen Volke ein so hoher Geisteschatz wie des Dichters Lieder und seine tiefreligiöse Gesinnung stets erhalten und stets von neuem wieder nahe gebracht werden müssen.

Wie er, der aufrechte Offizier durch und durch ein Mann der Treue ist, so wollen auch wir ihm die Treue halten, geleitet von dem Gedanken, daß das Eintreten für das, was er will, dasselbe ist, wie dem deutschen Volke die Treue halten. Im Sinne Joseph von Eichendorffs geben [leben?] bedeutet: Aus dem Ahnen und Fühlen des deutschen Waldes, aus der Kraft und Weihe der deutschen Scholle leben. Im Sinne J. von Eichendorffs denken heißt: Aus aller gesunden, tragstarken Vergangenheit heraus mit allen Mitteln einer werthafteu Gegenwart eine in allen Nöten und Bedrängnissen der Zeit standhafte Zukunft gestalten. Wie Joseph von Eichendorff um 1815 dem siegenden Deutschland die Sünden der Zeit vor 1813 zürnend und mahnend vor Augen hielt, so würde er heute, da allen Siegen zum Trotz das Vaterland gebrochen daliegt, aus dem Odem der deutschen Wälder und Berge, aus der Lust des Wanderns und tüchtigen Schaffens, aus dem würzigen Anhauch des urtümlichen Meeres Bilder des Trostes und der Ermutigung zu gewinnen wissen.

„Was wir still gelobt im Wald,
Wollens draußen ehrlich halten,
Ewig bleiben treu die alten:
Deutsch Panier, das rauschend wallt,
Lebe wohl,
Schirm dich Gott, du schöner Wald!“

In diesen Versen liegt eine geheimnisvolle Symbolik und eine lebendige Aufmunterung: Wenn

wir uns nur selbst getreu bleiben im Guten und Schönen, dürfen wir voll Vertrauen Gottes Schutz und Schirm in der Not anrufen. So meint es, wenn wir recht verstehen, auch Karl von Eichendorff, wo er für Erneuerung der dauernden Werte wirbt, die im Schoße der Eichendorffschen Muse ruhen. Und daß er auch die leise Schalkhaftigkeit, von der die vielbewunderte Figur des Taugenichts Zeugnis ablegt, als eines der Heilmittel für unsre Zeit schätzt, ergibt sich daraus, daß ihm selbst solche leise Schalkhaftigkeit im brieflichen wie mündlichen Verkehr nicht fremd ist und sehr gut steht.

Muß da noch ein Wort darüber verlauten, daß wir dem Herrn Jubilar zu herzlicher Dankbarkeit verpflichtet sind? Viele sind es, denen Karl von Eichendorff Winke und Auskünfte gab. Gerne zeigte er dem, der nach Wiesbaden in das vornehme Heim oder nach Altenbeuern in die stille, mit Erinnerungen an die Eichendorffs gesättigte Klausur kam, die kostbaren Handschriften und Gedächtnisstücke. Von seiner gütigen, liebenswürdigen und heiteren Gattin, Antonie Freiin von Negri prächtig unterstützt, pflegt Baron von Eichendorff den Aufenthalt bei ihm zum Feste zu machen. Im Nu ist unter ernsten, überaus fesselnden Unterhaltungen die Zeit des Besuches verflossen. Aber unverlierbar bleiben die tiefen Eindrücke und der geistige Gewinn. Viel ist von Frauenchiemsee die Rede, dessen Fürst-Abtissin, die bedeutende und schöne Erscheinung der Schwester Hedwig, von der Wand im Bilde ernst herniederschaut. Auf Frauenchiemsee ist wie der Abtissin, so auch dem Bruder der Grabstein errichtet. Man hört viel von Malern der Frauenchiemseer Malerkolonie. Man hört von vielen berühmten Leuten, die bei Karl von Eichendorff zu Gäste waren oder mit ihm im Briefwechsel standen. Man lernt neue Eichendorffliteratur und Literaturgeschichte kennen. Der Baron versteht es auch, Eichendorfffreunde zusammenzuführen, wie er während des Krieges vaterländische Veranstaltungen, Jugendaufführungen zugunsten der Wohlfahrtspflege leitete. Das goldene Verdienstkreuz des souveränen Malteserordens ward sein eigen.

Das goldene Buch des Hauses verzeichnet auf jeder Seite ehrlichen Dank der Gäste für die geistigen Genüsse. Im *Eichendorff-Kalender* von 1923, wo S. 32 ein ernstes Bild des Jubilars uns entgegenleuchtet, gedenkt Wilhelm Kosch in einem sehr sympathisch gehaltenen Aufsätze der Verdienste, die Karl v. Eichendorff um ihn selbst hat (71), und stellt er den vielsagenden Stz hin: „Ohne ihn gäbe es keine *historisch-kritische Eichendorff-Ausgabe*, ohne ihn keine *Eichendorff-Kalender*, ohne ihn kein Eichendorff-Bund“. Wir fügen hinzu: „Ohne ihn keine ‚*Aurora*‘, ohne ihn keine ‚Deutsche Eichendorff-Stiftung“.

Eichendorff und die deutsche Schule

Von Ernst Görlich

Die deutsche Romantik, jene wundersame Bewegung, die in ihrer Ausweitung zu einer mächtigen Kulturbewegung auf allen Gebieten des geistigen Lebens einen neuen Aufschwung hervorrief, findet in der heutigen deutschen Schule im allgemeinen nicht jene Anerkennung, die ihr eigentlich gebühren würde: sowohl, was die Lehrbücher, als auch, was die Schüler anbetrifft. Denn die gewaltigen Gestalten der deutschen Dichturfürsten Goethe und Schiller lassen naturgemäß die neben und vor der Romantik herlaufende Bewegung des Neuhumanismus, der Klassik in viel hellerem Lichte erscheinen. Andererseits hat die deutsche Jugend zum Teil nichts mehr für den inneren Gehalt dieser Zeit und führt ihre Poesie übrig, die sie vielleicht als „Reimgeklingel“ abtut, wie jene Berliner Gymnasialisten, von denen das Eichendorff-Sonderheft des „*Oberschlesiers*“ (13. Jahr, Heft 8, August 1931) berichtet (Seite 439).

Hat die Romantik, hat der lyrischeste und gottbegnadetste Dichter der Romantik Joseph von Eichendorff der heutigen Jugend und der heutigen deutschen Schule wirklich nichts, aber gar nichts, zu sagen? Verschwindet er und sein Wirken wie die Werke vieler anderer Dichter, die heute nur mehr ein Scheinleben in den Handbüchern der Literaturgeschichte führen? Deren Namen man anstandshalber kennt, deren Werke jedoch keinen tieferen Eindruck in der Seele des Lesers mehr zurücklassen?

Man brauchte zu diesem Zwecke nur die Volksstimme hören, um zu vernehmen, was noch heute – nach über 100 Jahren – von den großen literarischen Bewegungen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts übrig geblieben ist. Von der Romantik, von der Klassik, vom „jungen Deutschland“ und von den politischen Dichtern. Mit Erstaunen muß man wahrnehmen, daß eigentlich noch sehr viel Liedergut der vielgeschmähten und vielverhöhten Romantik im Mundes des Volkes lebt. Uhland, Kerner, Chamisso, Heinrich Heine (der gerade in den Liedern, die lebendig geblieben sind, Romantiker ist) und nicht zuletzt – Eichendorff! Das müßte doch eigentlich zu denken geben. Das müßte uns eigentlich sagen, daß die romantische Bewegung viel volkstümlicher und bodenständiger ist, als andere literarische Strömungen unserer Zeit. Das müßte uns auch dazu führen, die Hilfe dieser Bewegung für den Inhalt und den Aufbau einer völkischen und bodenständigen Schule in Anspruch zu nehmen. Denn jede Schule, vor allem unsere deutsche Schule (hier deutsch nicht im Sinne von reichsdeutsch, sondern volksdeutsch gebraucht) muß ihre Wurzeln tief in das heimatliche Volkstum stecken, wenn sie im Volke wirken will.

Der heutigen Zeit ist in der wirtschaftlichen Not der Gegenwart der lyrische Grundton verloren gegangen. Die stille Beschaulichkeit des Biedermeiers wich der Geschäftigkeit modernen Großstadtmultes: ob zum Vorteil oder Nachteil der Kultur, wollen wir hier dahingestellt sein lassen. Es ist zu begreifen, wenn der arbeitslose Mensch in seiner Hoffnungslosigkeit alle

Sterne vom Himmel herunterziehen will, die ihn mit ihrem Glanze stören. Das blutige Erlebnis des Weltkrieges und seine traurigen Folgen waren auch nicht dazu angetan, der Antipathie unserer Zeit gegen Lyrik ein wirksames Gegengewicht zu bieten. Über den kurzen Zwischenweg der Neuromantik führte der Weg vom Naturalismus zur „neuen Sachlichkeit“. Das wirkte sich naturgemäß auch auf die Behandlung des Stoffes in der Schule aus.

Die heutige Welt würde zur größeren Mehrheit stille Menschen, wie Eichendorff und sein Geistesverwandter Adalbert Stifter einer war, nicht verstehen. Auch nicht, wenn man in Betracht zieht, daß sich in den letzten Jahren die Bemühungen mehren, Eichendorff und Adalbert Stifter dem deutschen Volke näher zu bringen. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß auf diese Zeit der Sachlichkeit unbedingt eine Ermüdung folgen muß. Die hochgespannten Nerven der modernen Menschen vertragen die gantztägige Hochspannung nicht, sie müssen zugrunde gehen, wenn nicht rechtzeitig ein Ausgangsventil gefunden wird: dann wird die Romantik aus ihrem scheinbaren Aschenbröddel-dasein doch wieder erwachen. Der erste Anbruch dieser neuen Zeit war zu Beginn der Zwanzigerjahre dieses Jahrhunderts die deutsche Jugendbewegung, deren Ausläufer noch heute unter uns sind. Sie haben mit ihrer Rückkehr zur Natur, zu Volksspiel und Volkstanz wieder heim zum Volk und zur Heimat gefunden.

Die deutsche Schule hat das Heimaerlebnis in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung gestellt. Sie geht von der richtigen Erkenntnis aus, daß dem Kinde alles Unbekannte vom Bekannten aus erläutert werden müsse. Von diesem Standpunkte aus gesehen hat Eichendorff der deutschen Schule schon heute viel zu sagen. Nicht im deutschen Sprachunterricht allein, etwa in der Literaturgeschichte, die ihm gerechter würde als bisher. Nein, auch allgemein kommt es doch wieder nur auf die innere Einstellung zu den Problemen des Lebens an, wie die Schule Eichendorff für ihre Zwecke zu nutzen versteht. Jene Berliner Gymnasiasten zeigen den Typus einer modernen Jugend, wie sie trauriger nicht gedacht werden kann. Diese gleichen Gymnasiasten werden die modernen „Schlager“, die augenblicklich in Berlin an der Tagesordnung sind, sicherlich nicht als „Reimgeklengel“ verwerfen, sondern sie kräftig mitsingen. Die Geschmacksverrohung, die nach dem Kriege eingerissen ist, zeigt sich in diesem einen Beispiel. Sie zeigt aber auch, daß die Schule es nicht verstanden hat, ihren Schülern das Gefühl für das Schöne mitzugeben, wie es oft aus den schönen Liedern der Landbevölkerung spricht. Um sich dieses Gefühl aneignen zu können, ist freilich mehr notwendig als da einfache Lesen eines Eichendorffschen Gedichtes und seine literarkritische Besprechung oder gar Zerpflückung. Man muß das Erlebnis des Einfachen und Stillen haben, um Eichendorffs Lyrik gerecht werden zu können. Die zarte Gefühlsbetonung, die in seiner Lyrik liegt, die starke Abneigung gegen den Lärm der Umwelt, die Hinneigung zur Natur, das Vertrauen auf Gott, der die Natur in ihrer wunderbaren Schönheit gestaltete, sollte gerade von der Jugend am besten verstanden werden: sie, die noch etwas entfernter den Problemen des wirtschaftlichen Existenzkampfes steht, die sich, wenn wir so sagen wollen, noch erlauben darf, idealistisch zu sein. Wo die deutsche Jugendbewegung dem „Philistertum“ (im Sinne der Romantik gesehen) den Garaus zu machen versucht, da soll die deutsche Schule die Jugend in diesem Beginnen unterstützen. Die Liedkunst Eichendorffs soll auf die Zuhörer einen befreienden Eindruck machen. Man muß die Jugend von der Schule aus (wenn sie es nicht mehr selbst tut wie zur Zeit der Jugendbewegung) zu dem tiefen Naturerlebnis Eichendorffs hinführen, will man Eichendorff der Schule wirklich erobern. Ein

mechanisches Behandeln Eichendorffs (das gleiche gilt von allen übrigen wahren Dichtern in der Schule) wäre das Ende Eichendorffs in der Schule. Aber, wenn der Lehrer seine Schüler in den Wald hinausnimmt, wenn das Silbergrau des Waldbodens, der Duft der Bäume, der Gesang der Vögel die Wandernden etwas aus der hastenden Stimmung der Großstadt entführt hat, dann darf er beginnen: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben...?“ In dieser Lage wird das Gedicht Eichendorffs zum Erlebnis werden, das dauernd dem Seelengut der Jugend einverleibt bleiben wird. Bei einer solchen frischen Wanderfahrt darf auch der frohe Ruf in die Welt hinausklagen: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt...“. Und abends im Scheine der Sterne klingt traulich und erhaben das Lied: „Es schienen so golden die Sterne, am Fenster ich einsam stand...“. Die Schule muß auch das Gemüt beeinflussen; sie ist keine Lernanstalt, sondern eine Schule der Arbeit und der Erarbeitung. Diese Erarbeitung umfaßt nicht bloß den Lernstoff, sondern auch die übrigen Fähigkeiten der Seele und auch des Körpers. Wer dies freilich ablehnte und nur die reine Lernfähigkeit der Schule gelten lassen wollte, der müßte naturgemäß alle Dichtung (und Eichendorff voran) aus der Schule verbannen, so wie einst Plato aus seinem Idealstaat die Gedichte des Homer hinwegwies. Wer dies aber nicht will, der wird vom Erleben der Schüler her aufbauen. Die deutsche Jugend muß Eichendorff vor allem als den Sänger des Wanderns, der deutschen Landschaft und des deutschen Waldes kennen lernen, den wohl niemand mit größerer Liebe besungen hat als Eichendorff. In dieses Kennenlernen können sich Deutsch- und Gesangsunterricht brüderlich teilen, ist ja ein gesprochenes Lied nur ein halbes Lied. Wirkt doch die Vertonung, zusammen mit den Worten gar gewaltig auf den Singenden und Zuhörer. So mancher schlechte Text hat Dauer erhalten, weil die untergelegte Melodie sangbar war und gut ins Gehör ging. Und bei Eichendorff vereinigt sich die Musik des Wortes mit der Musik des Tones zu einem unübertrefflich harmonischen Ganzen. Wer nicht ganz verbildet ist, der muß an diesem wunderbaren Zusammenklang seine Freude haben. Ein moderner „Schlager“ – so „populär“ er auch sein mag – läßt sich hier garnicht vergleichen.

So lange es bei uns eine Verbundenheit mit dem heimatverwurzelten Volkstum geben wird, so lange kann Eichendorff und sein Werk nicht untergehen. Je näher die Schule der Bodenständigkeit und der Heimatlichkeit kommt, desto weniger wird sie Eichendorff vermissen können und wollen. Im allgemeinen Brei des Menschengemisches, die aus den verschiedensten Gegenden kommen, bei der Jugend, die in ihren ersten Kinderjahren keine Bäume und keinen Wald sieht, wird das Erlebnis Eichendorffs sicherlich ganz anders ausfallen. Hier muß die spätere Anschauung ersetzen, was früher nicht möglich war. Und hier ist Eichendorff vielleicht – bei empfänglichen Gemütern zumindestens – in der Lage, einen Begriff von der Kraft der Scholle zu geben, die der Mensch „der Väter Land“ nennt.

Es trifft sich glücklich, daß Eichendorff von den deutschen Schulen dreier Ländergebiete als der ihrige mit bewußter Einstellung auf die Heimatlichkeit des Unterrichts in Anspruch genommen werden kann: von den Preußen, denn er ist ein geborener Preußisch-Schlesier; von den Sudeten-Deutschen, denn er ist ihnen blutsverwandt; von den Österreichern, denn er liebte Österreich sehr und empfing auch wertvolle Eindrücke seines Lebens auf österreichischem Boden. So verbindet er norddeutsches, mitteldeutsches und süddeutsches Stammestum zu einer Einheit im

Rahmen des gesamten deutschen Volkes, das er stets so geliebt hat. Und wie der Heimatdichter Eichendorff, so kann der religiöse Eichendorff von den Gläubigen für sich in Anspruch genommen werden: das christlich-germanische Ideal des Mittelalters hatte sich in der Gestalt dieses schlesischen Edelmannes noch einmal verdichtet.

Daß Eichendorff eher alles andere als veraltet ist, zeigt das Urteil des bekannten deutschen Stilisten Eduard Engel, der in seiner Geschichte der Weltliteratur „*Was bleibt?*“ (Verlag Köhler und Amelang, Leipzig 1928) über Eichendorff das Urteil abgibt: „Unter den Liederdichtern nach Goethe ist Eichendorff unser glockenklarster und singbarster. Solche Lieder von nur 8–16 Zeilen überleben die meisten dicken Romane und fünftaktigen Dramen. Eichendorff müßte als der Größte nach Goethe gelten, wäre sein Stoffkreis weiter und beherrschte er auch den Ton der Leidenschaft“. Ohne uns auf den letzten Vorwurf einzulassen, wollen wir nur abschließend feststellen, daß sich die deutsche Schule auch nach diesem Urteil ihres Eichendorff nicht zu schämen hätte. Sie kann nur viel durch ihn gewinnen.

Kleine Eichendorff-Geschichten aus der Schule

Von Willibald Köhler

Der Zaubergarten

In seinem Birnbaum mitten in dem väterlichen Garten saß das Josephlein. Im Westen tief verblutete die Sonne. Die Berge hingen fern im Duft des Abends. Vor ihnen ruhte Ratibor im Tal geborgen. Verschlafen blickte der Strom zu ihm herauf. Der Abend hauchte friedlich über die Wälder, Wiesen und Felder im still hinwogenden Land. Der Wächter Mond trat für die Nacht heraus aus Osten. In der Luft trieb noch der Nachhall nah und ferner Aveglocken. Die Kaiserkronen im Garten läuteten leise mit, und die Päonien freuten sich pfingstlich. Es war, als rüste sich die Welt für einen ewigen Feiertag.

Da gingen dem Knäblein die Augen über. Und auf einmal war ihm die Welt eine einzige glühende Kugel, in deren Mitte er sich im Birnbaumwipfel wiegte, und der ganze Garten fing fein und süß zu singen an.

Als das Louisel starb

Der Vater Eichendorff war nach Radoschau hinüber, um dem Kummer für einige Tage zu entgehen, in welchem ihn die Krankheit des Töchterchens gefangen hielt, und Wilhelm und Joseph, seine beiden Jungen, hatten ihn ein Stück des Wegs gebracht.

Als sie wieder nach Haus kamen, hörten sie, daß es sich mit der Krankheit des Schwesterchens während der zwei Stunden ihrer Abwesenheit sehr verschlimmert hatte. Sie fanden ihr kleines, liebes Louisel schon mit dem Tode kämpfend vor. Um zwölfeinviertel starb sie nach heftigen Krämpfen. Sie war erst vier Jahr und drei Monate alt, das arme Ding.

Zwei Freunde hielten, während das Schreckliche sich vollendete, die Mama im Garten fest. Aber die Nachricht von dem Tode flößte ihr eine so wütende Kraft ein, daß sie sich den Freundesarmen entriß und den noch warmen Leichnam umarmte, küßte und halb zerquetschte.

Nach dem Essen fuhren dann Joseph und Wilhelm gegen Radoschau, um ihren Herzensvater von dem Tode des Schwesterchens zu benachrichtigen. Sie erschreckten ihn mit dieser Kunde sehr. Sie blieben alle drei für die Nacht dem Schmerzenshause fern.

Bei heftigem Regen kehrten die Brüder heim ins Trauerhaus und begruben das Louisel auf dem Friedhof nah dem Schlosse.

Erste Schiffe auf der Oder

Als Joseph dreizehn war, saß er nach alter Gewohnheit mit Wilhelm wie Robinson und Freitag in den Bäumen der Insel des Hasengartens. Da kam wie von den blauen Bergen hernieder

langsam ein Helles heran und wuchs. Joseph erkannte bald, daß es ein Segel war auf einem breitbrüstigen Schiff, das jetzt in die Silberschlinge geriet, die der junge Strom um die Lubowitzer Höhe legte. Immer riesiger wuchs das Segel auf, bis sein dunkler Schatten unheimlich ihre ganze Insel überdrohte. Zum Fürchten wars. Erbleichend folgten sie mit Blicken der Erscheinung, die mit unmenschlicher Gelassenheit schweigsam vorüberglitt.

Dann blitzte wieder Sonne in das Segel, wie es fern und ferner, als rolle das Schiff auf dem Land dahin, von der Erde in den Himmel aufzuschweben schien.

Ein zweites schwebte fernher von den Bergen hernieder. Das waren die ersten Schiffe, mit denen das neue Jahrhundert die Oder belebte. –

Wie der „*Taugenichts*“ entstand

An einem schönen Frühlingmorgen – es wird wohl im Jahre 1923 gewesen sein – befand sich der Regierungsrat Joseph Freiherr von Eichendorff auf dem Wege von seiner in der Langgasse zu Danzig gelegenen Stadtwohnung zu pünktlichem Dienstantritt nach der Regierung. Im Winde roch es mächtig nach Verwandlung. Das war der gegebene Tag für die Übersiedelung nach dem Landhaus Silberhammer, das ihm der Freund Graf Fabian zu Dohna für den Sommer überlassen hatte.

Die Verwandlung ergriff auch ihn, sodaß ihm leicht und beschwingt zumute war wie einem Jungen, der in Hemd und Hose und weiter garnichts pifffig und frei ins sommerlich Freie sich hintändelt. Und die Leute, die ihn ehrerbietig grüßten, dachten: was ist los mit ihm? Er ist ein anderer geworden. Nur der feierliche Rock ist des Regierungsrats. Nun, auch an Regierungsräten geschehen manchmal Wunder. Ein solches muß der Frühling wohl an dem Herrn Baron gewirkt haben! –

Manche ärgerten, alle jedenfalls wunderten sich. – Die Leute hatten also recht: er war im Blute ein anderer als von dem bißchen Kopf her, der ihm in dem riesigen steinernen Aktenschrank, Regierung genannt, die Balken fleißig treten hieß, damit es in dem papierenen Blätterwalde wichtig rausche. Er war ein anderer und wollte es trotz Büro, Akten und Regierungspräsident für heute bleiben. –

Und dieser andere unternahm geradeaus vom Pulte am weitoffenen Fenster weg auf weißem Flügelrosse einen Ausflug. Das entthob ihn der Enge ehrfürchtiger Giebel, dem Hügelkreis um nördlich rauhe Buchten in die Freiheit blitzender Felder und weiter fort nach Süden. Dann hielt es über dem allerschönsten Wald. Erschrocken erkannte der Flügelroßreiter wie unter Glas seine Heimat, das Schloß, den Garten und den jungen Strom, und hinter einer Meile stiller Luft den Sehnsuchtstraum der Berge. –

Aus einer Mühle im Odertal wanderte ein lustiger Schlingel, die Geige unterm Arm, den Hut hoch in den Himmel werfend, nach dem Süden aus, wo überall sein Freund, der Zufall, wohnt. Der wagts, dem Alten, der ihm von Pflicht und regelmäßiger Arbeit was erzählen will, eine lange Nase zu drehen. Was so ein wohlbehütetes Barönchen nicht gekonnt, der Sehnsucht über die blauen Berge südwärts nachzulaufen, der Taugenichts von Müllerjunge kanns!

Mit Gräfinnen und Malern kutschiert er, sieh mal einer an, nach Wien und in das Sehnsuchtsland, und genießt sich an dem ewigen Rom so satt, daß er von diesem Rausch an Sonne und

Süden schleunigst wieder im deutschen Walde sich erholen muß. Und da sind wie gerufen die Prager Studenten gleich hinter der Grenze, mit denen sich sicheren Wegs und musizierend wird wandern lassen. Der Herr Portier auf dem Schlosse bei Wien ist gar mit einem von ihnen verwandt, sodaß sie alle, die Donau abwärts, hinfahren, um – ja wie kann es anders sein! Um eben Hochzeit zu feiern, vor allem die des Taugenichts mit seiner angebeteten schönen Frau, die sich bereits nach dem Ausreißen zu Tode sehnte. Zuguterletzt bekommt der noch ein Schloß geschenkt...

Der Botenmeister in der Danziger Regierung ließ einen Stoß unerledigter Akten auf Eichendorffs Schreibtisch fallen. Der Dichter notlandete mit seinem Flügelroß. –

Die Aktenschreiberei konnte ihm aber nicht mehr allzuviel anhaben, denn zu inbrünstig hatte er geträumt. Er rettete seine Träume in den Abend auf Silberhammer, und tat so fortab Abend für Abend. – Dann ließ er seinen „*Taugenichts*“ in alle sehnsüchtigen Herzen einziehen. Dort treibt er sein Wesen noch heut nach über hundert Jahren. –

Und doch

Im Hause des Freundes und Kunstgelehrten Franz Kugler zu Potsdam saßen an einem Winterabend, der in ohnmächtiger Wut Schneewehen gegen die Fenster schmiß, allerlei Leute, deren Namen heut vergessen sind, und auch manche, deren Namen heut noch leben, in warmer Stube beisammen. Einer von diesen heut Namenlosen aus dem nahen Berlin schrieb kurz und gut dem Künstler vor, er habe sich nur ans Greifbare zu halten. Storm, Fontane, Paul Heyse und Adolf Menzel schüttelten die Köpfe, und der Hausherr widersprach.

Nur Eichendorff hatte besinnlich geschwiegen. Schließlich erhob sich sein: und doch! aus einer plötzlich eingetretenen allgemeinen Stille.

Erwartend sahen alle nach ihm hin, und er begann. – In meinen jungen Jahren war ich einmal auf einem Schlosse in der Nähe von Lubowitz zu Gaste. Der Schloßbesitzer, ich nenne ihn Graf X, hatte mich mit einigen anderen herzhaften Freunden eigens auf den Abend eingeladen, um einem Spuk, der sich schon oft gezeigt hatte, mutig zu Leibe zu gehen. Wir tranken nur leichten Wein und unterhielten uns über gleichgültige Dinge.

Einige Minuten vor zwölf erhob sich er Graf und bat uns, ihm zu folgen. Durch einige dunkle Korridore führte er uns bis zur breiten Treppe, die durch alle Stockwerke des Schlosses ging. Vor einer hohen eisenbeschlagenen Tür am Fuß der Treppe machte er halt und erklärte, daß es seit hundert Jahren niemand gelungen sei, diese Tür zu öffnen. Manchmal aber, in dunklen Winternächten, ginge sie gespenstisch leise von selber auf, und es erscheine eine schlanke Frauengestalt, die die Treppe hinaufeile. Heut sei solch eine Nacht.

Ein junger Diener, der erst am gleichen Tage in die Dienste des Grafen getreten war und darum von diesem Spuk im Schlosse keine Ahnung hatte, hielt am Fuß der Treppe eine brennende Kerze. Die Freunde umstanden ihn stumm und erwartungsvoll im Kreis. Ich allein lehnte mit dem Rücken an die geheimnisvolle Tür.

Da fühlte ich plötzlich, wie die Tür hinter mir langsam zurückwich, erschrocken wandte ich mich um, und alle erblickten wir die Frauengestalt, Gesicht und Haar mit einem grauen Schleier umhüllt, wie sie die Treppe hinaufeile.

Der junge Diener indessen hielt die Dame für eine natürliche Erscheinung und überholte sie,

um ihr auf den Stufen voranzuleuchten. Auf halber Höhe teilte sich die Treppe, der Diener bog links ab, aber auf eine nach rechts weisende Bewegung der Dame wandte er sich und leuchtete ihr weiter. Da vernahmen wir plötzlich einen furchtbaren Schrei, und das Licht erlosch. Lange standen wir in stummem Grausen da. Endlich faßte ich mich, tastete mich in den Saal zurück und erschien dann mit einem zweiten Leuchter mit brennenden Kerzen. In Begleitung des Grafen stieg ich die Treppe empor, und auf der obersten Stufe sahen wir den jungen Diener mit dem Gesicht auf dem Teppich liegend. Ich wandte sein Gesicht sanft um und jetzt erkannten wir, daß der junge Diener tot war. Seine Züge aber waren durch den Ausdruck tiefsten Entsetzens völlig entstellt. Die gespenstische Frau aber war und blieb verschwunden.

„Das ist für viele wohl nicht greifbar“, endete der Dichter, „und doch halte ich mich bis heut daran, denn mich hat es tief ergriffen...“

Seltame Begegnung

Wie alle Sonntage so auch an einem gegen Ende des Oktober 1856 wohnte Eichendorff, auf seinem angestammten Platze rechts neben der Kirchentür zu Sankt Jakobus in Neisse stehend, dem feierlichen Gottesdienste bei. Therese, die fürsorgliche Tochter, hatte ihm den Pelz, ein Geschenk seiner Kinder, aufgenötigt, sodaß er sich in dem kühlen Kirchenschatten behaglich wohl fühlte. Vom Chore redeten Posaunen gewaltig gleich einer aus Wolken brechenden Stimme, die ihn zur Einkehr mahnte. Bis in die zurücklegendsten Zeiten ging er durch sein an Licht so reiches Leben von Schatten zu Schatten und erwartete gereinigten Herzens die heilige Wandlung.

Als das Ende des Gottesdienstes herannahte, erregte ein ärmlich gekleideter Greis mit einem Antlitz voller Adel seine Aufmerksamkeit durch einen hartnäckigen Husten. Verzweifelt bemühte sich der Alte, des Anfalles, durch den er die Andacht aller umstehenden Beter störte, Herr zu werden. Bestürzt sah Eichendorff dessen Blicke auf seinen wärmenden Pelz gerichtet. Mitleid durchbrannte und versenkte ihn in eine neue Andacht, aus der er jäh erwachte; denn mit großer Verblüffung nahm er wahr, daß der Bettlergreis, dem zu helfen er sich vorgenommen, von seiner Seite auf eine ihm unbegreifliche, geheimnisvolle Weise verschwunden war. –

Lange nachher noch dachte Eichendorff über diese seltsame Begegnung nach und suchte den Alten in den Straßen der Stadt, um ihm Gutes zu erweisen. Als er ihn aber nie und nirgends fand, deutete er sich ihn als eine von Gott gesandte mahnende Erscheinung und widmete fortan sein Leben womöglich noch inbrünstiger der Nächstenliebe.

Seit jenem Sonntag aber war er selbst bei grimmigster Kälte nicht mehr zu bewegen, den Pelz anzulegen. Nach einem Kirchgang an einem eisigen Novembersonntag legte er sich, schon ein Jahr später, für immer nieder. Am achten Tage nach der Erkältung gefiel es Gott, dem Allgütigen, ihn als das Opfer großer Herzensgüte zu sich heimzurufen. –

Berichte

Die Deutsche Eichendorff-Stiftung

Die im vorigen Jahre ins Leben gerufene Deutsche Eichendorff-Stiftung zählt z. Zt. über 100 Mitglieder. Die Stiftung ermöglicht die Herausgabe des umfangreichen romantischen Almanachs „*Aurora*“ Band III. Auch sonst konnte sie mancherlei dazu beitragen, das Andenken unseres großen schlesischen Landsmannes zu fördern, so durch Veröffentlichungen in der Tagespresse, durch Auskünfte, Anregungen für Ausstellungen und Eichendorffkundgebungen. Die Goldschrift auf dem Grabe des Dichters auf dem Jerusalemer Friedhof in Neisse, die im Laufe der letzten Jahrzehnte bereits sehr verwaschen war, wurde erneuert. Die Stiftung steht mit der Kunstgießerei der Gleiwitzer Hütte in Verhandlung wegen der Herstellung einer Eichendorff-Plakette oder -Medaille.

Außerdem bereitet die Eichendorff-Stiftung als Lektüre für die Schulen einen Lesebogen „*Der unsterbliche Eichendorff*“ vor. Ihrer Anregung folgend, hat der oberschlesische Schriftsteller Alfons Hayduk ein kurzes Eichendorffspiel „*Kasperl und Annerl*“ geschaffen, das gleichfalls für den Schulgebrauch willkommen sein dürfte. Lesebogen und Spiel werden im Oktober herauskommen und möglichst billig (wahrscheinlich 0.20 RM. pro Stück) erhältlich sein.

Die junge Stiftung darf mit ihren bisherigen Erfolgen durchaus zufrieden sein, insbesondere, wenn man bedenkt, daß sie in schlimmster Notzeit gegründet wurde und mit verhältnismäßig sehr geringen Mitteln arbeitet.

Überall in deutschen Landen wächst unverkennbar das Bekenntnis zu Eichendorff und seinem Werk. Sammelpunkt der Eichendorff-Freunde ist unsere Deutsche Eichendorff-Stiftung, über deren Aufgaben und Ziele wir im Dezemberheft 1931 des „*Oberschlesiers*“ und im „*romantischen Almanach „Aurora*““ Band II berichteten.

Dem geschäftsführenden Ausschuß gehören z. Zt. an: Oberstleutnant a. D. Karl Freiherr von Eichendorff, der Enkel des Dichters, Oberpräsident Dr. Lukaschek, Oppeln und Rektor Karl Sezodrok, Oppeln. Die Anschrift lautet: Oppeln, Eichendorffstr. 14. Die Mitgliedschaft wird durch einen jährlichen Mindestbeitrag von 3.- RM. erworben. (Postscheckkonto: Deutsche Eichendorff-Stiftung, Oppeln, Postscheckamt Breslau 27669).

Die Mitglieder erhalten als Jahresgabe den sehr umfangreichen und gut ausgestatteten romantischen Almanach „*Aurora*“.

Die Eichendorff-Kundgebung anlässlich der 8. Schlesischen Kulturwoche in Ratibor

Auf der vorjährigen, der 7. Schlesischen Kulturwoche, die in Neu-Titschein im Kuhländchen stattfand, wurde Eichendorff geehrt durch die Enthüllung des *Tangentichts*-Denkmals im Stadtpark Neu-Titschein und durch einen Besuch des Eichendorff-Schlößchens Sedlnitz. Die diesjährige Schlesi-

Kulturwoche, die in Ratibor, der Stadt des jungen Eichendorff, abgehalten wurde, ehrte das Andenken des Dichters durch einen besonderen Eichendorff-Abend, den die Deutsche Eichendorff-Stiftung in Verbindung mit der Stadt Ratibor veranstaltete. Der Ratiborer Männergesangverein „Liedertafel“ (Leitung: Chorrekter Wieczorek) brachte Eichendorfflieder zu Gehör. Durch Sologesänge erfreute Walter Porwoll, Ratibor (Klavierbegleitung Kantor John, Ratibor). Gedichte und Proben aus des Dichters Schaffen trugen vor Fräulein Koczok, Ratibor, Walter Eickstaedt, Ratibor, Guido Aage Mních, Ratibor und Georg Röhrich, Markowitz. Aus des Dichters Briefen las Alfons Hayduk, Hindenburg. Die Gedenkrede hielt der Schriftführer der Deutschen Eichendorff-Stiftung, Karl Szodrok, Oppeln. Er zeigte, wie Ratibor von jeher eichendorffisch gesinnt gewesen sei und wie Eichendorff die Ratiborer Landschaft liebte: „Das schlichte, weiße Herrenhaus in Lubowitz, den Garten und den Park mit seinen Laubengängen, den urwüchsigen und uralten Bäumen, in deren Ästen er das Dichten lernte, den alten Matthias Claudius las und das Leiden des Heilandes, das den Knaben, wie uns berichtet wird, bis zu Tränen rührte, jener selbe stille Garten, wo dem Dichter die Blumen seiner Jugend blühten und die Vögel ihre Lieder sagen ‚daß ihm sein Herz erklang‘, von wo er hinunterschaute ins Tal, zum Mühlrad im kühlen Grund und zur Oder, die wie ein silbernes blaues Band durch grüne Wiesen und buntes Felderbreiten sich zieht, von wo er grüßen konnte ‚das Liebchen überm Strom‘ und von wo man weit schauen kann über Wälder, Täler und Höhen, bis hinein in unsere schönen blauen Berge, nach denen die Sehnsucht eines rechten Schlesiens immer geht und wo diese Sehnsucht im Kreise gleichgestimmter Brüder und Freunde schon immer ihre Ruhe und Erfüllung fand.

Und dann die anderen lieben Eichendorfforte hier um Ratibor. Auch sie sind dem Dichter alle Tage seines Lebens unvergessen geblieben: die schönen, lustigen Fahrten zu geselligen Nachbarn, im Sommer und im Winter, nach Ganjowitz und Slawikau, nach Sowade und Silberkopf, zum Jahrmarkt nach Ratibor und nicht zu vergessen das Waldesrauschen um das kleine romantische Jagdschloßchen Summin.

Das ‚Jubelparadies von Lubowitz‘, ‚die alte schöne Zeit‘ der Kindheit, auch ihre schwarze Bangigkeit, alles Jugendsehnen und Jugendtrachten, das Lieben des Dichters und seine Zuneigung zu seiner ‚Loiska‘, seiner nachmaligen Frau, Luise von Larisch auf Pogrzebin, dies alles, was den Knaben und den Jüngling bewegt hat, ist untrennbar verknüpft mit dieser Landschaft, dies alles hat unsere Ratiborer Landschaft ins Dichterische erhoben, zu einem wesentlichen Stück der deutschen Literaturgeschichte werden lassen“.

Und so, wie die Ratiborer die Geburtsstätte des Dichters vor den Toren ihrer Stadt gewissermaßen ihr Eigen nennen, als kostbares Stück Ratiborer Vergangenheit und der Ratiborer Seele, so hat, wie bei der Gedenkrede ausgeführt wurde, Neisse „jenes unvergeßliche Fleckchen Erde auf dem Jerusalemer Friedhof zu hüten, wo man vor 75 Jahren die sterbliche Hülle des Dichters bestattete“.

In Oberschlesien schließt sich der Kreis seines Lebens: Der Beginn ist Lubowitz bei Ratibor, der Ausklang im altherwürdigen Neisse. Dazwischen und dabei die anderen lieben Eichendorfforte in unserer Provinz, Burg Tost und die andern alle. Und so freut sich auch heute mit Ratibor und Neisse unsere ganze oberschlesische Heimat, daß Joseph von Eichendorff zunächst und einmal uns gehört und wir in ihm unseren besten Landsmann verehren dürfen.

Es ist auch durchaus kein Zufall, daß wir hier in Oberschlesien, als wir nach dem Weltkriege

den schlimmen Abstimmungskampf führen mußten, den Namen Eichendorff immer und immer wieder nannten und vorwiesen als ein Wahrzeichen und als einen schlagkräftigen Beweis für die deutsche Art unseres Grenzlandes, wie es ja auch wie ein Symbol ist, daß Eichendorff, im ober-schlesischen Walde geboren, der Sänger des deutschen Waldes geworden ist.

Der kräftigen ober-schlesischen Heimatbewegung, die in dem letzten Jahrzehnt in Fluß ist, und dem jungen ober-schlesischen Schrifttum vor allen Dingen ist Eichendorff vielfach Führer, „Panier und Feldgeschrei“. Er ist Ausdruck unseres neuen heimatlichen Lebenswillens, eine Feststellung, die auch Universitätsprofessor Dr. Josef Nadler in Wien, der ausgezeichnete Kenner deutscher Dichtung, der begeisterte Vorkämpfer für das Schaffen aus Blut und Boden und der liebevolle Freund und Förderer auch der ober-schlesischen Dichtung, gemacht hat, so, wenn er im Jahre 1930 auf der Schlesischen Kulturwoche in Gablonz ausführte, „Eichendorff sei zumal in Oberschlesien fast zu einer magischen Legende geworden“.

„Heimattreu und Eichendorff, das ist der gleiche Klang.“ Der Vortragende erinnerte dann daran, wie stark bei Eichendorff das Heimatgefühl lebendig war; wie oft die Heimatlandschaft und die Heimatart auch in des Dichters Werken widerklingt und deutlich wird. Dem Dichter reisen „die Gedanken zur Heimat immerfort“, um dann fortzufahren „Eichendorff ist uns aber viel mehr als nur eine lokale und eine ober-schlesische Angelegenheit. Unsere heutige Feier findet statt im Rahmen der 8. Schlesischen Kulturwoche, veranstaltet vom Arbeitskreis für gesamt-schlesische Stammeskultur. Auf der Schlesischen Kulturwoche treffen sich die verschiedenen Teilgebiete Schlesiens: die beiden preußischen Provinzen Nieder- und Oberschlesien, Sudetenland mit Hultschin und Teschen und Ostoberschlesien; sie reichen sich die Hände zu freundschaftlicher und brüderlicher Aussprache, zu gegenseitigem Troste und zu kultureller Zusammenarbeit. Die Schlesischen Kulturwochen werden immer mehr das alljährliche gesamt-schlesische Familienfest. In diesen Tagen vergessen wir einmal unsere eigenen und besonderen Nöte und Sorgen in den einzelnen schlesischen Teilgebieten. Nicht hindern uns dabei die politischen Grenzen, die man zwischen uns gezogen hat. Sie können uns nicht jenes unveräußerlichen und gottgewollten Natur- und Menschenrechtes berauben, in den Fragen des Geistes und der Bildung und Art die Stimme des Blutes und des Herzens sprechen zu lassen.

Dabei ist es wieder kein Zufall, daß bisher auf allen Schlesischen Kulturwochen so oft der Name Eichendorff fiel, erst voriges Jahr in Neu-Titschein, von wo wir dem Dorfe Sedlnitz einen Besuch abstatteten, seinem kleinen Schlößchen, dem ‚stillen Haus, mit Weinlaub grün umspinnen‘, wo sich Joseph von Eichendorff seit etwa 1826 immer wieder gern im Sommer aufhielt und das ihm sehr lieb war.

Wie gern weilte der alte Eichendorff auch auf Schloß Johannesberg bei Jauernig im Altvatergebirge, als Gast seines hohen geistlichen Freundes, des Breslauer Fürstbischofs Förster.

Wir denken auch an die Eichendorfforte Schillersdorf und Deutsch-Krawarn in unserem lieben und treuen Hultschiner Ländchen, wie auch noch einmal an das Walddorf Summin, das heute zu Polen gehört, und wir erinnern uns, wie der Dichter einst ernstlich geschwankt hat, ob er in österreichische oder preußische Dienste treten sollte, wie er dann aber der lockenden festen Anstellung in österreichischen Staatsdienst nicht nachging und Soldat im Lützowschen Freikorps wurde.

Wir lesen in seinen Tagebüchern von seiner Breslauer Gymnasiastenzzeit, wie er Breslau und

die ganze herrliche ‚Schlasing‘ erlebte, und wir bekennen: Eichendorff ist ein rechter Schlesier im Sinne der Schlesischen Kulturwochen, er wurzelt im gesamtschlesischen Raume und war in ihm zu Hause. Neben Oberschlesien, von wo er ausging und wo sich sein Lebenskreis schloß, hatten auch die Namen Breslau, Troppau, Jägerndorf, Neu-Titschein, Freivaldau, Jauernig in seinem Herzen einen guten Platz. Das wollen wir uns auch für uns merken, von nun an und in Ewigkeit. ...“

Anschließend kennzeichnete die Gedenkrede in Ratibor Eichendorffs Werk.

„Es lebt und wird weiterleben, so lange es noch Menschen gibt, die sich den Sinn für Harmonie und Wohlklang bewahrt haben, die die Knechtschaft der Maschine, die uns arbeitslos uns seelisch träge macht, nicht ruhig hinnehmen, die bei allen realen Anforderungen, die der tägliche Lebenskampf von uns fordert, sich auch einmal nach einem Sonntag im Gemüte sehnen. Eichendorff das ist der grüne Wald, das ist Heimweh nach Liebe und Güte, das ist die Erfüllung jener triebhaften Wandersehnsucht, die im germanischen Menschen lebendig ist seit den Tagen der großen Völkerwanderung und der Römerzüge.“

Und weiter: „Eichendorff und sein Werk zeigen uns deutlich auf, worin die deutsche Sendung des Schlesierstammes liegt, so vor allen Dingen, Brücke und Tor zu sein und ausgleichend zu wirken. Eichendorff verkörpert gerade nach dieser Richtung hin den schlesischen Menschen. Mit dem Strom der deutschen Siedler des frühen Mittelalters waren seine Vorfahren väterlicherseits in unser Land gekommen. Die schlesische Blutmischung wurde in dem Dichter wirksam nach ihrer besten Seite: Inbrünstige Naturliebe und gottesnahe Mystik, starker Bekennermut und doch wieder weiche Duldsamkeit, Verträumtheit und praktisches Sichbescheiden und selbstloses Sicheinfügen! Ihn, den überzeugungstreuen Katholiken, der sein Amt und sein Brot aufgab, als man ihm Dinge zumutete, die gegen seine Weltanschauung gingen, verband eine innige Freundschaft mit dem evangelischen Oberpräsidenten von Preußen, Heinrich Theodor von Schön, und vereint riefen die beiden das deutsche Volk zum Wiederaufbau der Marienburg, dem Wahrzeichen deutscher Arbeit und Kultur im Osten.

Wie sehr waren ihm, dem guten Preußen, die Donau und Wien vertraut und ans Herz gewachsen, wie viel dankt der Dichter unseres südöstlichen Grenzlandes der Stadt am Neckar, ‚Altheidelberg, dem feinen‘, wie sehr sehnte sich der alte Eichendorff noch kurz vor seinem Hinscheiden, seine geplante Reise nach dem deutschen Rhein und dem deutschen Westen wahrzumachen. Der Schlesier Eichendorff vermittelt zwischen Nord und Süd, für ihn gibt es keine Mainlinie und keinen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen dem Osten und dem Westen.

Von welchem anderen Dichter kann man sagen, daß seine Lieder so Allgemeingut des deutschen Volkes geworden wären? Eichendorffs Lieder werden von der deutschen Jugend im Quickborn und in der Kreuzschar und dem Reichsbanner ebenso gerne gesungen, wie im Stahlhelm und bei den S.A. Freuen wir uns dessen! Es gibt nicht viele Punkte in Deutschland, wo wir uns alle, ganz gleich, wo der einzelne sonst und politisch stehen mag, so friedlich und freundlich begegnen und einmütig zusammengehen.

Eichendorff sieht in der Vielgestaltigkeit unseres deutschen Vaterlandes kein tötendes Unglück. Dieses ewige Ringenmüssen nach guten und festen Formen, dieses Niefertigwerden in der deutsche Geschichte erfüllt ihn mit Ehrfurcht und Wehmut, aber ‚in dieser Wehmut sei wieder‘, wie er sagt, ‚unendliches Hoffen und freudige Zuversicht.‘ Überhaupt hat Eichendorff auch auf

staatspolitischem Gebiete Gedanken entwickelt, die gerade uns Heutigen beachtlich sein müßten, auch dann noch, wenn wir vieles abstreichen, was in die Verhältnisse unserer Tage nicht mehr recht passen will. Aus einem alten Adelsgeschlechte stammend, erlebte Eichendorff den Niedergang und das Ende der feudalen Zeit, dazu noch recht schmerzhaft am eigenen Leibe. Der Grundbesitz des Vaters fiel den trüben Zeitverhältnissen zum Opfer, und der Dichter mußte mit seinem verhältnismäßig kleinen Beamtengehalt aufs sparsamste haushalten. Er hat sich aber nicht verärgert und grollend in den Schmolllwinkel zurückgezogen, er hat sich nicht der Arbeit für das Volk versagt, vielmehr seine Kräfte und sein warmes Herz in das neue Werden hineingegeben. 1814 schreibt er an den Dichter Fouque: „Es gibt noch so Vieles, Großes und Freudiges zu vollbringen. Gott hat uns ein Vaterland wiedergeschenkt; es ist nun an uns, dasselbe treu und rüstig zu behüten und endlich eine Nation zu werden. ...“

„Ein ganzer Mann! Ein Vorbild auch für unsere Zeit und für uns!“ Wir wollen diese Eichendorffer-erinnerung der 8. Schlesischen Kulturwoche und das Gedenken zum 75. Todestage des Dichters schließen mit jenem Mahnwort und Testament, das er genannt hat „An die Freunde!“ Und das sind auch wir:

„So laßt uns unser Deutschland denn umstellen,
Bewachend brüderlich in treuer Hut,
Mit Lehren, Rat und Sang die Herzen schwellen,
Daß sie bewahren rein die heil'ge Glut,
Den Ernst, den sie erkämpft in Bluteswellen,
Der Ehre Hort, Eintracht und freud'gen Mut!
Friede dem Herd und ew'ger Krieg dem Bösen,
So mag uns Gott von aller Schmach erlösen.“

Eine Eichendorff-Plakette

Eine Eichendorff-Plakette gab anlässlich der 8. Schlesischen Kulturwoche die Kunstgießerei der Gleiwitzer Hütte heraus. Die Plakette hat einen Durchmesser von 9 ½ cm und trägt die Umschrift: „8. Schlesische Kulturwoche in Ratibor 28. Juni – 3. Juli 1932. Zum 75. Todestage des Dichters Eichendorff.“ In der Mitte ist Eichendorffs Kopf wiedergegeben. Die Plakette wurde von dem Bildhauer der Gleiwitzer Kunstgießerei, Peter Lipp, geschaffen. Sie ist zum Preise von 2,50 RM. erhältlich.

Ein Eichendorff-Gedenkstein in Sedlnitz

Im deutschen Siedlungsdorfe Sedlnitz im Kuhländchen (Tschecho-Slowakei), wo der alte Eichendorff schöne Sommerwochen verlebte, wurde in Erinnerung an den 75. Todestag des Dichters ein Eichendorff-Gedenkstein errichtet. Über seine Weihe am 9. und 10. Juli 1932 erhalten wir folgenden Bericht:

„Die alte Eichendorff-Erinnerungsstätte Sedlnitz wies bisher kein äußeres Zeichen liebevollen Gedenkens an den großen Romantiker auf; aber die Liebe zu ihm und die Verehrung für das durch ihn geheiligte Erdenflecklein ist im Dorfe immer lebendig gewesen, wenn auch der teilweise Verfall des Schloßchens, an das seit mehr als 40 Jahren keine sorgende Hand mehr gelegt worden

war, nicht aufgehalten werden konnte. Im Herzen der Dorfjugend fand der Gedanke, dem lieben Wald- und Wandersänger in seinem 75. Todesjahre ein Ehrenmal zu setzen, begeisterten Widerhall. Langsam wie alles Gute begannen die Vorbereitungen zu der großen Feier, die in diesen Hochsommertagen alle Verehrer Eichendorffs nach Sedlnitz rief. Jahr für Jahr legte die bäuerliche Jugend des Dorfes von den Theaterabenden des Winters einen kleinen Betrag für den Gedenkstein zurück. Im Hochsommer aber fanden sich Jungbauern und Turner im Dorfbache zu schwerer Arbeit zusammen: gewaltige rote und graue Findlingsblöcke, die das nordische Eis in Urzeiten in die Heimat getragen hatte, zu heben! Wieviel Mühe und Gefahr, aber auch wieviel liebevolle Sorgfalt, gute Wünsche und Gedanken umweben die Steine, die nun als Ehrenmal vor Eichendorffs Schloßchen stehen! Kein kaltes, wohldurchdachtes Kunstgebilde, sondern ein schlichter Aufbau, geziert mit einem Erzbilde des Dichters von der Hand des jungen Neu-Titscheiner Bildhauers Ernst Kubiena, alles so einfach und naturhaft, so harmonisch in das Dorfbild eingefügt, wie selten ein Denkmal.

Ebenso schlicht und darum zu Herzen gehend war die ganze Gedächtnisfeier am 9. und 10. Juli. Sie war so recht ein Fest der deutschen Seele. Innige Vertiefung in Eichendorffs Wunderlyrik durch Lied und Vortrag brachte der Dichterabend. Den Kern bildete die Gedenkrede des Prof. Dr. Rysy aus Troppau, der Eichendorffs in einer Innigkeit und Formvollendung gedachte, daß all die Hunderte vor ihm aufs tiefste ergriffen waren.

Am Festmorgen weckten alte Weisen von dem schlanken Kirchturme die Gäste zur Morgenfeier bei der Dichtereiche. Und wieder waren es Gott und die deutsche Seele, die Beseelung unserer so entgötterten unromantischen Gegenwart, über die ein schlichter Lehrer in ergreifenden Worten unter dem mächtigen Baume sprach.

Nach einer Feldmesse unter den weitverzweigten Linden des Schloßhofes versammelten sich die Festgäste vor dem verhüllten Gedenksteine. Nun zeigte es sich, wie weit der Gedanke der Eichendorfffehrung gedungen war. Der ganze heimatliche Gau – das Kuhländchen – hatte sich eingefunden, besonders die Jugend der verschiedensten Parteirichtungen. Ferner die Gutsfrau Gräfin Vetter von der Lilie auf Neuhübel und deren Tochter, der Bürgermeister von Neu-Titschein, Dr. Ernst Schollich, der Schöpfer des Dichterbildnisses Ernst Kubiena, vor allem aber liebe Gäste aus Oberschlesien: die Herren Dr. Herrman, Dr. Gawlik und Dr. Fröhlich aus Ratibor, die mit ihren Frauen zu der sudetendeutschen Ehrung eines der größten Söhne Oberschlesiens herbeigeeilt waren und der feiernden Gemeinde die herzlichsten Grüße Ratibors überbrachten. Ebenso jubelnd wurden die Grüße der alpenländischen Deutschen entgegengenommen, die der Rektor der Hochschule für Bodenkultur in Wien, Se. Magn. Dr. Wilhelm Olbrich übermittelte. Die prachtvollen Chöre „*Wem Gott will rechte Gunst erweisen*“ und „*O Täler weit, o Höhen*“ umrahmten die Feier.

Möge nach den Worten des Festredners Prof. Otto Kühnert aus Mähr. Schönberg der schlichte Sedlnitzer Gedenkstein „allzeit ein Opferstein sein, vor dem deutschen Herzmenschentum, unbegrenzt durch Raum und Zeit, in Andacht inniges Gedenken darbringen wird, so fest im Glauben wie Eichendorff, daß Gedanken und Lieder fortgehen bis ins Himmelreich.“

Der Festausschuß für die Gedenkfeier gab auch eine besondere Festschrift „Joseph von Eichendorff und seine Beziehungen zu Sedlnitz“ heraus.

Wochenende um Eichendorff

Darüber lesen wir in der „*Deutschen Allgem. Zeitung*“ vom 17.8.32:

Die Kugelgen-Runde in Ballenstedt, eine Gemeinschaft, die der Schriftsteller Friedrich Diertert in der Stadt Kugelgens für die „Stillen im Lande“, „Menschen, die auf das ewig Gute und Schöne“ eingestellt sind, gab am 13. und 14.8.32 ein Wochenende um Eichendorff.

75 Jahre sind seit des schlesischen Dichters und Sängers Tod vergangen. Eine Ehrung in der Stadt am Harz, den Eichendorff durchwandert und besungen, darf somit als eine dankenswerte Tat angesprochen werden.

Die Eröffnung einer Eichendorff-Ostharz-Ausstellung im neuen Rathause bildete den Auftakt der Veranstaltungen. Auf dem Hintergrunde der Zeit der Romantiker erstet hier in Büchern, Schriften und vielfach kostbaren Erinnerungen ein Bild des Menschen und Dichters; darüber hinaus wird der Weg zwischen Ost und West aufgezeigt. Ostland-Ostharz. Fäden geistiger und kultureller Art kreuzen sich hier. Im Westen reift, was der Ost schuf, und Mitteldeutschland die Kulturbrücken zwischen beiden.

Eine „Märchenstunde“ auf dem Röhrkopf versammelt die Eichendorff-Freunde. Eichendorff, Andersen, der nicht minder mit dem Harz verbunden war, und schließlich Kugelgen, „der alte Mann“, kommen zu Wort. Ein Weg am Dachstein wird Eichendorffweg genannt, und dann kommt eine Abendunterhaltung im Stil der Kugelgen-Eichendorff-Zeit im ehemals Herzoglichen Schauspielhaus, einem reizenden kleinen Theater, der denkbar besten Kulisse für dieses Spiel aus Großvätertagen: Waldhornsignale leiten ein; Gedichte, Lieder, Denkworte, eine Rokokopantomime und schließlich eine „Festspielszene um Eichendorff“ von Friedrich Diertert: „Die Lützwower“, von dem Ensemble des Ballenstedter Theaters unter Direktor Hans Shavill. Ein Abend voll Stimmung, weitab vom Lärm der Straße und der Zeit, vaterländische Geschichte um 1812, während draußen ein köstlicher Sommertag zu Ende ging. Beim Verlassen des Theaters fand man den Schloßplatz beleuchtet und noch einmal so schön als sonst. Man war nicht eigentlich überrascht davon; das Spiel nahm seinen Fortgang, Romantik überall.

Am andern Morgen tagte die Kugelgen-Runde und gegen Mittag trafen sich die Teilnehmer des Wochenendes bei einer Weihestunde im Schloßgarten. Die Anlage des Gartens mit seinen Wasserkinsten, die aus Fabeltieren mächtige Strahlen aufsteigen lassen, seinen Terrassen von Hirschplastiken flankiert, ist ein treffliches Relief für eine Feier um Eichendorff. Am Abend kam Eichendorff selbst noch einmal zu Wort: In einer Aufführung seines Lustspiels „*Die Freier*“. Mit diesem Spiel klang das Eichendorff-Wochenende aus.

Auch in anderen Orten Deutschlands rüstet man sich, den 75. Todestag des Dichters feierlich zu begehen, so in Neisse, Oppeln und in Danzig. Von Ballenstedt aus versucht Chefredakteur Diertert, der Leiter des Heimatbundes ostdeutscher Schriftsteller und Künstler eine umfassende Werbung für Eichendorff. Nach kleinen Eichendorff-Abenden in Gernrode, Ermsleben und Aschersleben geht seine Eichendorff-Ausstellung (die jeweils örtlich durch Bestände der Stadtbüchereien u. ä. ergänzt wird) weiter nach Quedlinburg, Blankenburg, Halberstadt und Braunschweig. Mit der Ausstellung werden, soweit es sich ermöglichen läßt, auch Eichendorff-Abende verbunden, für

die sich das Priß-Quartett zur Verfügung gestellt hat. Chefredakteur Dietert plant, dann diese Eichendorff-Werbung durch ganz Deutschland weiter zu führen.

Eichendorff in Paul Fechters „*Weg der deutschen Dichtung*“

Im Verlage der Deutschen Buchgemeinschaft erscheint in diesem Herbst ein Werk von Paul Fechter „*Der Weg der Deutschen Dichtung*“, *Eine Geschichte der Literatur unseres Volkes bis zur Gegenwart*.

Paul Fechter schenkt in diesem wertvollen Buch unserem Dichter Eichendorff eine ausgezeichnete Würdigung. Mit Genehmigung des Verfassers und des Verlages geben wir im folgenden einige Gedanken davon wieder:

„Eichendorffs Tat, von der er wahrscheinlich selbst nicht das mindeste gewußt hat, war es, daß er die Schranken zwischen Dichtung und Natur und damit einen der wichtigsten Schlagbäume zwischen Dichtung und Volk einriß. In seiner Lyrik spricht nicht nur ein Dichter über Natur und über sein Gefühl vor ihr – die Natur und das Gefühl reden unmittelbar selbst und ohne Zwischenschaltung aus seinen Versen. Wie Constable, wenn er seine Skizzen schuf, zunächst einmal, wie er selber sagte, zu vergessen suchte, daß er jemals ein Bild gesehen hatte, so verfuhr im Grunde, wenn auch ohne Prinzip, Eichendorff. Er vergaß, daß er je ein Gedicht gehört oder gelesen hatte, und ließ sein Gefühl vor der Welt, ließ die Welt, die sein Gefühl löste, selber reden. Ein viel zitierter Vers von ihm spricht das ebenso schön wie einfach aus:

„Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.“

Er traf das Zauberwort, weil er es sich von den Dingen selbst verraten, weil er sich selber reden ließ, nicht einmal von sich aus mit ihnen sprach. Es gibt kein lehrreicherer Beispiel für den Wandel, der sich in einem Menschenalter vollzogen hatte, als das Nebeneinander von Goethes und Eichendorffs Mondnacht.

„Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.“

Hier spricht der Dichter „*An den Mond*“, redet aus sich und seinem Gefühl. Er ist das Entscheidende und Formende.

„Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es lauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.“

Hier reden die Dinge selbst: der Dichter ist, fast möchte man sagen, verstummt und läßt die Natur sprechen. Es war schon begreiflich, wenn Friedrich Schlegel vor solchen Versen Eichendorffs die Frage stellte, ob das noch Kunst oder schon wieder Natur wäre. Es ist wohl so, daß jetzt ein Mensch kommen konnte, dem alle Kunst sich so sehr in seiner einfachen Natur löste, daß sie zuletzt zwischen den Naturen drinnen und draußen leise und fern verklang, selbst natürlich und damit unmerkbar wurde gegenüber dem Leben, das sich hier ganz selbstverständlich in eine Einheit von Natur und Kunst und Gefühl vor ihr umsetzte.“ ...

In Eichendorff „hatte das Volk, die Nation wieder einmal wie in Claudius eine Stimme gefunden; er sang, wie das Volk singt, ohne daß er das erst zu lernen oder gar zu wollen brauchte. Er konnte nicht im Volkston dichten, aber er schrieb seine Lieder aus der Seele des Volkes, indem er sie aus der seinen schrieb. Es hat neben Claudius und Hebel kaum wieder einen Dichter gegeben, der so völlig und selbstverständlich ohne jede Einstellung Volk war wie dieser schlesische Freiherr. ...

Er hat den Kanon der deutschen Naturdichtung geschaffen, die Glasscheibe zwischen der Welt und den Menschen zerschlagen, sie eingehen gelehrt in das stumme Draußen, das ihm nicht stumm war, in den jetzt eigentlich erst entdeckten großen Raum über der Landschaft. Aus der Welt des Geistes ist er herausgetreten; das Reich der Formen und Ideen ist hinter ihm versunken, er hat nur noch diese Welt und dahinter die ewige des Himmels. Das ursprünglich Germanische und das christlich Katholische, das ihm aufgepfropft wurde, sind in Eichendorff ganz schlicht und still Harmonie und Natur geworden: über den rauschenden Wäldern der Heimat und den Bergen, zwischen denen silbern die Ströme wandern, sieht er im Abendrot die ewige Herrlichkeit leuchten, die himmlische Heimat über der irdischen. Auch dies alles ist vollkommen einfach und natürlich bei ihm: es ist unmöglich, sich bei Eichendorff auch nur ein Zurückfinden zum Katholizismus wie bei Brentano vorzustellen. Er ist ebenso wesentlich katholisch, wie er ohne jede Betonung wesentlich deutsch und ohne jede literarische Attitüde vom Wesen her Dichter ist. Jede seiner Lebensäußerungen kommt nicht nur mit vollendeter Natur aus ihm, sondern ist vollendete Natur; seine feine Bildung, sein Kulturbesitz sind so in ihn eingegangen, daß sie gleichfalls Wesen geworden sind. In der Problematik der romantischen Zeit steht Eichendorff wie etwas völlig Unwahrscheinliches. Es war wohl solch ein unberührbares Stück Natur notwendig, um die Aufgabe zu lösen, die die Zeit ihm, ohne daß er es wußte, auferlegt hatte, nämlich die Schranken zwischen der Welt draußen und dem Menschen wegzuräumen und den Weg für eine Dichtung aus dieser Welt heraus frei machen zu helfen.“

Von den frühen Jahrgängen der *Aurora*

Band I erschien 1930 und enthält u. a. folgende Beiträge:

Adolf Dyroff, *Zum Namen Aurora* – Anton Mayer-Pfannholz, *Eichendorff und die bildende Kunst* – Karl Freiherr von Eichendorff, *Briefe Eichendorffs an Otto Heinrich Graf von Loeben* – *Drei Gedichte Otto Heinrichs Graf von Loeben* – Heinrich Zerkaulen, *Ein Dichter unserer Zeit* – Hubert Pöhlein, *Die Memoirenfragmente Josephs von Eichendorff, Texte und Untersuchungen* – Max Jungnickel, *Eichendorff im Kriegstagebuch* – Adolf Dyroff, *Über deutsches Heimatgefühl bei Eichendorff* – Alfons Nowack, *Reichspräsident von Hindenburg in Labowitz* – Karl Freiherr von Eichendorff, *Uraufführungen Eichendorffscher Bühnenspiele* – Adolf Dyroff, *Zum romantischen Rätsel* – Alois Stockmann, *Eichendorff-Bibliographie*.

Band II kam 1932 heraus und zwar als die erste Jahressgabe unserer neugegründeten Deutschen Eichendorff-Stiftung. Wir nennen aus ihm: Richard von Schaukal, *Der Lyriker Eichendorff* – Adolf Dyroff, *Das Komische bei Eichendorff* – Hilda Schulhof, *Die Frauen in Eichendorffs Dichtung* – Helmut Schultz, *Hugo Wolfs Eichendorff-Lieder* – *Ein Brief der Dichterin Else Nonne über Eichendorff* – *Ein Urteil Freiligraths über Eichendorff* – Karl Freiherr von Eichendorff, *Lubowitz* – Otto Michaeli, *Eichendorff und sein Heidelberger Tagebuch* – Magda Fuhrmann, *Joseph Freiherr von Eichendorff als Bruder* – Gustav Wilhelm, *Adalbert Stifter und die Geschwister Joseph und Louise von Eichendorff* – Ernst Scheyer, *Carl Albert Eugen Schaeffer, Ein Freund Josephs von Eichendorffs* – Alois M. Kosler, *Neue Wege zu Eichendorff* – Karl Sczodrok, *Eichendorff auf der 7. Schlesischen Kulturwoche in Neu-Titschein* – *Eichendorffs „junge Freundin“* – Franz Ranneger, *Neuere Eichendorff-Literatur* – Karl Sczodrok, *Eichendorffs Gedichte in Amerika*.

Beide Bände bringen außerdem Eichendorffgedichte, so von Richard von Schaukal, Willibald Köhler und Josef Zlatnik.

Mit dem hier vorliegenden III. Band bietet die Deutsche Eichendorff-Stiftung ihre Jahressgabe für 1933.

Unsere Eichendorff-Veröffentlichungen fanden in weiten Kreisen des deutschen Volkes Beifall. Wir geben im folgenden wenigstens einige Presseurteile wieder.

Die „*Germania*“, Berlin, vom 9.2.32: „Wer die gegenwärtige Notzeit als das sieht, was sie tatsächlich ist, nämlich eine strukturelle geistige Krise von ungewöhnlichem Ausmaß, wird die neue Stiftung nur begrüßen können. Inzwischen ist von dem erwähnten Almanach „*Aurora*“ bereits das zweite Heft erschienen, das fast ausschließlich Eichendorff gewidmet ist. Wir finden darin eine Fülle von gediegenen Untersuchungen und Beiträgen, in denen das Bild des großen katholischen Dichters von den verschiedensten Seiten aus zu klären und zu vertiefen versucht wird. Die Anteilnahme und Hingabe, mit der dabei zu Werke gegangen worden ist, geben die Gewähr, daß die Stiftung, inmitten größter Not ins Leben gerufen, ihre Aufgabe erfüllen wird: das Erbe Eichendorffs für den schwer ringenden Grenzraum und für alle Freunde der Romantik lebendig und fruchtbar zu machen“.

„*Der Tag*“, Berlin, vom 13.4.1930: „Der gute Wille, dem Geiste der deutschen Romantik, wie er sich in Eichendorff und Adalbert Stifter am köstlichsten und reinsten offenbarte, mit allen Kräften zu dienen, bleibt in jedem Worte spürbar“.

„*Völkischer Beobachter*“, München vom 18.2.32: „Diesen Almanach sollte jeder Deutsche, der auf Erhaltung rein deutschen Kulturgutes Wert legt, in seiner Bibliothek stehen haben. Hier vollzieht sich die Ehrenrettung der Romantik und insbesondere ihres bedeutendsten Repräsentanten, des Dichters Eichendorff, in einer solch hohen wie auch künstlerischen Form, daß sich alle üblichen Anpreisungen als hinfällig erweisen“.

„*Kattowitzer Zeitung*“ vom 21.12.31: „Gerade in unserer heutigen Notzeit brauchen wir etwas Sonne im Gemüt. Der Almanach ‚*Aurora*‘, den die Mitglieder der Deutschen Eichendorff-Stiftung als Jahresgabe erhalten, ist auch als sinniges Geschenk zu empfehlen.“

„*Saarbrücker Landes-Zeitung*“ vom 3.1.30, Nr. 2, 11. Jahrgang: „Als ein Buch der Besinnung und ein richtiger Quickborn deutscher Art ist es sehr geeignet als Geschenk für alle Freunde edler deutscher Literatur und Kunst, auch schon für die studierende Jugend“.

„*Kölnische Volkszeitung*“ vom 22.11.30 unter der Überschrift: „Ein kleiner Berg Papier“: „Überdies habe ich einiges gut zu machen und mich gründlich zu entschuldigen in der Richtung Oberschlesien. Von dort kam zu Anfang des Jahres ein wunderbarer romantischer Almanach ‚*Aurora*‘. Die kluge und gediegene Fibel ‚*Aurora*‘ wird niemals alt. Klare, ergebene und meisterhafte Aufsätze und Untersuchungen von Gelehrten, beschwingte Essays von Dichtern. – Bisher unveröffentlichte Memoirenfragmente, Gedichte, Briefe. Diese Almanach ist ein Fund.“

„*Schwäbische Tageszeitung*“ vom 1.1.32: „Dieser Almanach enthält viel feinsinniges Eindringen in das Werk dieses großen Romantikers. Die vielen ausgezeichneten Bilder machen den Almanach zu einer kleinen Köstlichkeit.“

„*Münchener Neueste Nachrichten*“ vom 20.12.31: „Der Almanach bringt wieder eine Fülle wertvoller Beiträge über Eichendorff und die deutsche Romantik.“

„*Augsburger Postzeitung*“ vom 19.2.1930 und „*Bayrischer Kurier*“ vom 17.2.1930: „Der Almanach sollte weiteste Verbreitung finden, er vergilt vielfach jede Stunde, die seiner Lektüre geschenkt ist.“

„*Sonntagsglocke*“, Wien Nr. 2: „In feingeistiger, stilicherer Ausstattung und mit einer Reihe überaus gelungener Kunsttafeln bringt der inhaltsreiche Almanach u. a...“

„*Basler Volksblatt*“ vom 21.12.31: „Der Almanach enthält eine ganze Reihe ausgezeichnete Bilder und ist überhaupt, auch, was seine Ausstattung anbelangt, ein künstlerisches Ereignis.“

„*Deutsche Rundschau*“, Berlin, Heft 1, 1932: „Ein verdienstvolles und jeder Unterstützung wertvolles Unternehmen ist der Almanach ‚*Aurora*‘.“

„*Die Bücherwelt*“, Heft 1, Jahrgang 29: „Erneuerung romantischer, d. h. hier christlich-deutscher Kunst in Rückerinnerung an Eichendorff und andere Romantiker ist das Leitmotiv, das die Arbeiten der Gelehrten und Dichter kennzeichnet, die dieses Sammelwerk geschaffen haben. Es ist, um es gleich zu sagen, ein Buch von bleibendem Wert geworden und darf, von allem Literarhistorischen und Künstlerischen abgesehen, schon deshalb auf das Interesse aller gebildeten Vaterlandsfreunde rechnen, weil es auch ein kraftvolles Bekenntnis des durch das Versailler Friedensdiktat in zwei blutende Hälften zerrissene Oberschlesien zum Deutschtum darstellt.“